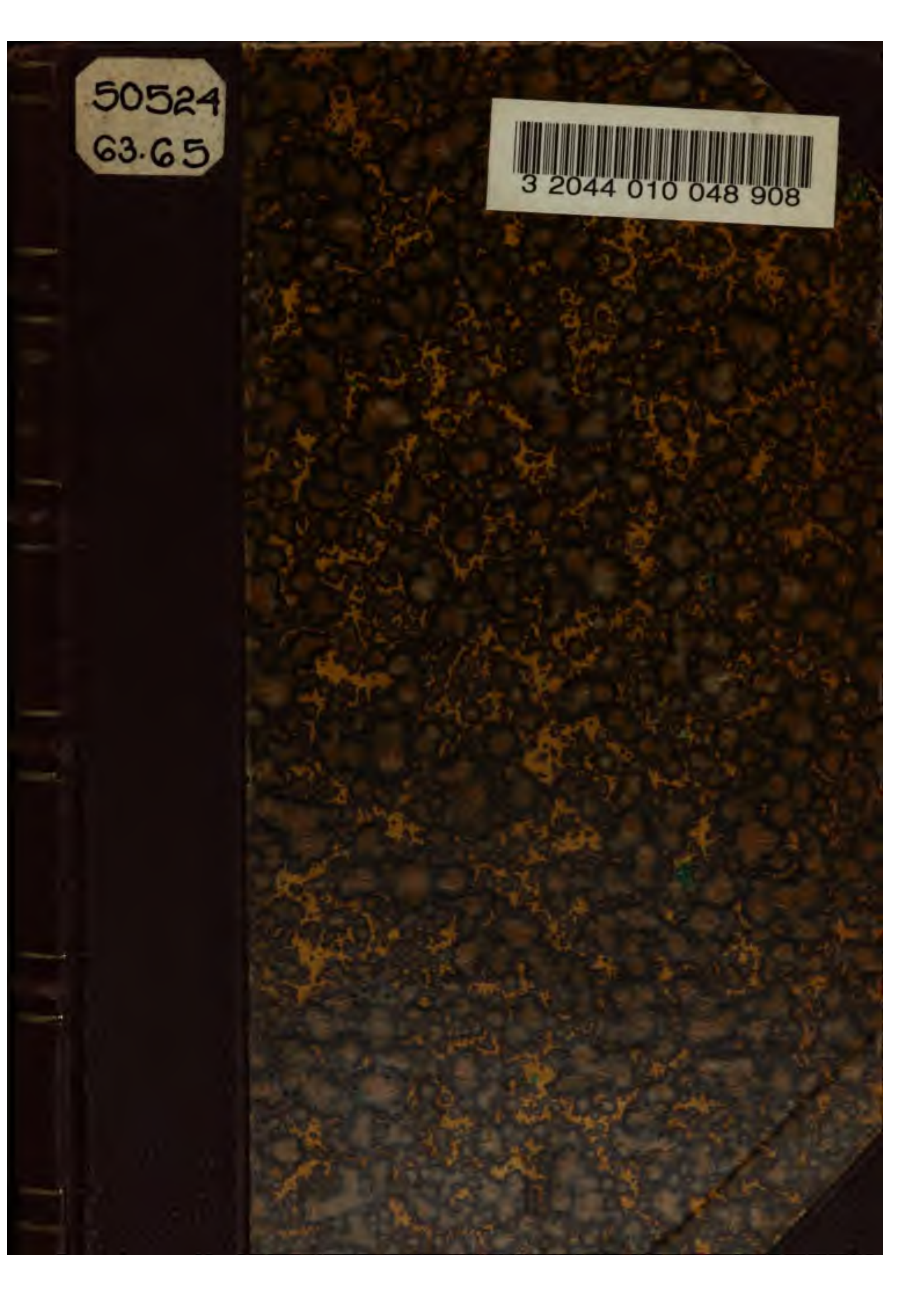



50524
63.65
3 2044 010 048 908


VE
RI
TAS





Soziale Schattenbilder.

Aus den Memoiren

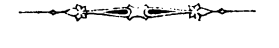
eines

österreichischen Polizeibeamten

von

Sacher-Masoch.

Ein Seitenstück zu „Falscher Hermelin, kleine Geschichten aus der Bühnenwelt" desselben Verfassers.



Halle.

Hermann Gesenius.

1873.

Inhalt.

1.

Ein exotischer Prinz.

Es ist eine von den berühmtesten und genialsten Matadoren der Polizei aller Länder anerkannte Thatsache, daß auf jedem der vielen Felder polizeilicher Thätigkeit die spärlichsten und unwesentlichsten Erfolge den eigentlichen fest angestellten und regelmäßig besoldeten Polizeiagenten zu danken sind, und daß dort, wo die Polizei auf diese allein angewiesen ist, sie in der Regel einem die Bevölkerung alarmirenden Morde oder einer Verschwörung gegenüber rathlos dasteht und von politischen Attentaten und Revolutionen ebenso überrascht wird, wie sie sich dem organisirten Einbruchsdiebstahl oder sonst einem plötzlich gleichsam epidemisch auftretenden Verbrechen gegenüber ohnmächtig erweist. Die besten Winke erhält eine gute, und unter einer solchen verstehen wir eine die Interessen der Bevölke=

rung erfolgreich vertretende und daher geachtete Polizei durch Leute, die mit ihr sonst nicht in Verbindung stehen, und noch mehr dankt sie jederzeit dem Zufall.

Indeß giebt es auch eminent brauchbare Agenten, dies sind jedoch stets nur jene, welche sich zu Diensten der Polizei hergeben, ohne deshalb ganz in dieselbe zu treten und ihre bisherige sociale Stellung aufzugeben. Dieselben haben den Vortheil, daß sie nicht wie andere bekannte Polizei-Organe gleich Parias oder Spionen um die Gesellschaft herumschleichen, sondern mitten in derselben stehen und in jener Sphäre, in welcher sie leben, in jenen Kreisen, mit denen sie als Ihresgleichen verkehren, mit der Zeit eine wahrhaft unschätzbare Kenntniß von Personen und Verhältnissen erlangen, und zu diesem Vortheil den zweiten kaum geringeren, daß Niemand, der mit ihnen in irgend einer Weise in Berührung kömmt, nur im Geringsten von dem verhaßten Metier, das sie insgeheim treiben, eine Ahnung hat, ihnen daher auch keinerlei Mißtrauen entgegenbringt. Solche Agenten nie zu kompromittiren, gebietet der Polizei ihr eigenes Interesse, denn sie blosstellen heißt, sich selbst seiner besten Werkzeuge und Spürhunde berauben. Sie kommen theuer, das ist richtig, aber das Geld ist bei ihnen gut angebracht und trägt bessere Zinsen, als irgend ein Posten im Budget der Polizei.

Unbezahlbar sind vor Allem gute weibliche Agenten dieser feineren Art, wir sagen ausdrücklich

gute, denn jene, welche an den charakteristischen weiblichen Schwächen: Plauderhaftigkeit und Rachsucht leiden, werden immer nur Schaden stiften und die Polizei, in der Verfolgung eigener egoistischer Zwecke, mehr als einmal planmäßig irre führen. Damen dagegen, welche die nöthige Klugheit, Kaltblütigkeit und Schweigsamkeit besitzen und zu diesen unentbehrlichen Eigenschaften von der Natur noch mit Jugend und Reizen beschenkt sind, welche in ihrem Besitz zu Netzen und Fangeisen werden, müssen — wenn sie nur etwas Glück und die nöthige Jagdlust haben — jederzeit allen anderen Agenten den Rang ablaufen.

In unseren Erinnerungen wird wiederholt von einer Dame die Rede sein, welche in der Geschichte der Polizei von 1848 bis 1866 eine große Rolle gespielt hat. Sie soll für uns Frau Wanda von Chabert heißen. Von deutschen Eltern in Galizien geboren, im besten Sinne fein und vornehm erzogen, vermählte sie sich, sechzehn Jahre alt, aus Liebe mit einem schönen und reichen Offizier von Adel. Die jungen Eheleute lebten jedoch über ihre Verhältnisse aristokratisch, und als zwei Jahre nach der Hochzeit ihr Gatte plötzlich starb, stand Wanda als Wittwe von achtzehn Jahren allein in der Welt und besaß nicht viel mehr als die kleine Caution eines Subaltern-Offiziers.

Wanda hatte Temperament und war an Luxus gewöhnt, das kleine Leben im Hause ihrer Eltern behagte ihr nicht mehr; während sie noch um ihren Gatten Trauer trug,

ließ sie sich bereits von einem ungarischen Magnaten den Hof machen. Sie ging mit ihm auf gut Glück hinaus in die Welt und setzte das verschwenderische Leben ihrer Ehe auf eigene Faust und Gefahr fort. Wieder nach zwei Jahren fand sie sich von ihrem Anbeter verlassen, von ihren Gläubigern verfolgt in einer Stadt Oberitaliens.

Sie dachte daran, zum Theater zu gehen, da bot ihr der Zufall eine andere Zuflucht, welche ihr gestattete, sich in der vornehmen Welt, in der sie bisher gelebt hatte, zu behaupten, sie trat in Beziehungen zur hohen Polizei und wurde bald eines ihrer brillantesten Organe. Sie brauchte viel Geld, aber sie leistete dafür auch die ausgezeichnetsten Dienste. Zu den sprichwörtlich gewordenen Reizen, dem Esprit, Intriguentalent und der Eleganz der Polinnen, besaß sie auch deren Sprachgenie, sie sprach polnisch, russisch, französisch, deutsch, englisch und italienisch beinahe gleich gut und fließend. Dazu besaß sie jene stets schlagfertige Conversationslexikonsbildung, welche den meisten Leuten weit mehr imponirt als die gründlichste Gelehrsamkeit eines Fachmannes. Vor Allem war ihre Erscheinung im höchsten Grade bestechend, und sie wußte dieselbe durch alle Künste der Toilette und Coquetterie noch verführerischer zu machen.

Dazu war sie eine Lebefrau im weitesten Sinne des Wortes, genußsüchtig, treulos, flatterhaft, also nie in Gefahr, ihr Herz und mit diesem ihren Kopf ernstlich zu verlieren.

Sie wechselte ihren Aufenthalt je nach der Aufgabe, welche sie zu erfüllen hatte. Bald lebte sie in Paris, mitten in der polnischen Emigration den nimmermüden Webstuhl der Nationalregierung beobachtend, und unterhielt zugleich intime Beziehungen mit den Tuilerien und dem Palais Royal, dann segelte sie für einige Zeit nach London, oder eilte nach Italien, die Umtriebe der ungarischen Verbannten zu beobachten und dann wieder in der Schweiz oder einem der großen deutschen Bäder plötzlich aufzutauchen.

In den revolutionären Kreisen galt sie als ein thätiges Mitglied der großen Freiheitsliga, in den Cercle'n der Diplomaten als eine einflußreiche Freundin Napoleon des Dritten.

Sie kannte alle Menschen, vorzüglich aber jene, deren Namen man täglich in den Zeitungen begegnete; zu ihren Freunden gehörten eben so gut Viktor Emanuel, Rouher, Gladstone, Gortschakoff, wie Mazzini, Kossuth, Garibaldi, Mieroslawsky und Bakunin.

Im Frühjahr 185* befand sie sich in Vevey an dem herrlichen Genfer See und schwärmte mit einem alten deutschen Minister von Naturschönheiten, Calame, Stifter und Turgenjew, dessen „Tagebuch eines Jägers" eben in die Mode gekommen war. Plötzlich erschien an der Table d'hote ein Mann, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit und auch die ihre im höchsten Grade erregte. Es lag also durchaus nichts Verfängliches darin, daß sie den Hotelbesitzer

sofort nach seinem Namen fragte. Sie erfuhr, daß es ein vornehmer und reicher Brasilianer sei und sich Don Eskovedo nenne.

War es ein Zufall oder erwiderte er das Interesse, das die schöne junge Frau sofort für ihn gefaßt hatte, in demselben Maße, genug, sie begegnete ihm fortan auf allen ihren Wegen, wenn sie promenirte, wenn sie auf dem See fuhr, wenn sie ausritt oder im Lesezimmer die Journale durchflog, und sie mußte sich endlich gestehen, daß es der schönste Mann war, den sie bis jetzt gesehen hatte. Hoch, schlank und dennoch von wahrhaft athletischer Muskulatur, hatte der junge bartlose Brasilianer einen Kopf auf seinen Schultern, um den ihn jede Frau beneiden konnte, Züge, welche nicht etwa blos schön und edel, sondern von einer seltenen Feinheit und Vornehmheit waren, dunkle Augen, in denen ein unbeschreiblicher sinnlicher Zauber lag, und reiche, rothblonde Locken, welche das zugleich Berauschende und Seltsame seiner Erscheinung vollendeten.

Bald wurden sie bekannt, durch einen preußischen Offizier, den der Brasilianer gebeten hatte, ihn der schönen Polin — Frau von Chabert galt dafür in Vevey — vorzustellen. Die kalte, raffinirte Frau wurde doch ein wenig roth, als der bezaubernde Mann das erste Mal vor ihr stand und als er ihr den Arm gab, fühlte er ihre Hand auf der seinen leise beben. Noch denselben Abend ritten sie zusammen aus, am nächsten lag er zu ihren

Füßen und am dritten gehörte sie ihm. Vier Wochen lebten die schöne Wanda und der Brasilianer zusammen wie im Paradiese, länger aber vermochte er das Auge dieser Frau nicht zu täuschen.

Dieses so scharfe und geübte Auge hatte an ihm bereits jenes undefinirbare Etwas entdeckt, das einen Menschen „verdächtig" macht. Eine andere Frau hätte diese Erfahrung im Innersten verletzt und entsetzt, die kluge Chabert aber schöpfte den seltsamen Trost heraus, daß der schöne Anbeter mit der Zeit ein ebenso schönes Jagdobject für sie zu werden versprach. Sie begann nun den Mann, der ahnungslos in ihren Armen lag, planmäßig zu beobachten.

Ein Verschwörer war er nicht, das hatte sie bald heraus, aber sie frug sich vergebens, ob sie einen einfachen Schwindler, einen frechen Abenteurer oder gar einen Verbrecher in ihm zu suchen habe. Es kam der Tag, den sie vorausgesehen hatte, Don Eskovedo's Banquier sandte „unbegreiflicher Weise" kein Geld und der Brasilianer machte bei ihr ein Anlehen. „Also eine männliche Courtisane," dachte sie. Und der schöne Mann brauchte wieder Geld, und sie lieh wieder, bis er eines Tages plötzlich abgereist war, Niemand wußte wohin, aber dies war außer Zweifel, daß er Vevey als Begleiter einer alten, aber reichen Walachin verlassen hatte.

Diesmal war also die feine Wanda dupirt.

Ein Jahr später begegnet sie dem Brasilianer un=

erwartet in Lucca an dem Arm einer fadblonden, magern Engländerin. Wanda bleibt stehen und fixirt ihn, er aber läßt sein Auge gleichgültig auf ihr haften, er will sie nicht kennen.

Am nächsten Morgen gibt sein Lakai einen Brief an sie ab, welcher, nebst einer kühlen Entschuldigung, seine Schuld in italienischen Hundertlirescheinen enthält. Wanda ist für den Moment befriedigt, es interessirt sie nur, zu erfahren, wer die Dame ist, in deren Gesellschaft sich Don Eskovedo jetzt bewegt. „Don Eskovedo" brüllt ein österreichischer Graf, welcher sehr laut und dumm zu lachen versteht. „Wer hat Ihnen denn diesen Bären aufgebunden? Die Dame nennt sich Lady Ritingsdale und er Romanesko."

„Romanesko?"

„Ja wohl, ein reicher Bojar aus der Moldau, wo er bedeutende Güter hat."

Romanesko gab in seinem Hause Bank, so viel erfuhr sie noch denselben Abend, und spielte offenbar falsch, denn er gewann beinahe immer. Nicht lange und auch andere Personen aus der high life in Lucca theilten den Verdacht der schönen Chabert, und so fand es Romanesko für gut, ebenso plötzlich und spurlos aus Lucca zu verschwinden, wie Eskovedo aus Vevey verschwunden war.

Wieder war einige Zeit verflossen und Frau von Chabert badete in Helgoland. Da saß eines Tages Eskovedo-Romanesko neben ihr an der Table d'hote im liebe-

vollen Gespräche mit einer russischen Dame, nur hatte er in der Zwischenzeit schwarzes Haar bekommen. Das Blond war offenbar bereits zu sehr compromittirt.

„Das Seewasser scheint eine ganz besondere Wirkung auf Ihr Haar auszuüben" flüsterte ihm Wanda boshaft zu.

„Sie meinen?" erwidert er herablassend.

„Ich meine, daß es eine Zeit gab, wo sie blond waren. —"

„Sie irren sich in der Person," erwiderte der Brasilianer ruhig.

„Ich irre mich nicht."

„Nun für wen halten sie mich denn?" fragt er mit einem unverschämten Lächeln. —

„Für Don Eskovedo. —"

„Ich bin Graf Dembizki aus Wolhynien," antwortete der ehemalige Brasilianer sich verneigend, „wollen Sie vielleicht meinen Paß sehen?"

„In der That —"

Und er besitzt schließlich die Frechheit, ihr seinen falschen Paß zu zeigen.

Und wieder ein Jahr, und Wanda trifft den Grafen Dembizki in Baden bei Wien, er ist noch immer schwarz, aber er trägt jetzt auch noch einen prächtigen schwarzen Vollbart, und er ist ein griechischer Prinz geworden und nennt sich Anastasio Maurokordatos. Sie begegnet ihm einmal in einer Seitenallee des Parkes, wo er nicht aus-

weichen kann. „Wenn das so fortgeht," ruft sie ihm spöttisch zu, „sehe ich Sie das nächste Mal, wenn wir uns begegnen, als Monarchen irgend eines Negerstammes wieder."

Aber diesmal läugnet der Brasilianer nicht, im Gegentheil, er ergibt sich auf Gnade und Ungnade, und beschwört die schöne Chabert, ihn nicht zu verrathen. Wanda ist nicht rachsüchtig.

Sie weidet sich freilich einige Zeit an seiner Todesangst, dann aber pardonirt sie ihn und verspricht, zu schweigen, so lange er nichts thut, was die Gesetze des Landes verletzt.

„Also vor Allem bitte ich Sie, nicht zu spielen."

„Sie haben nur zu befehlen, und wir kennen uns also nicht mehr?" sagte er.

„Ich bitte dringend darum," erwiderte sie maliziös.

Der exotische Prinz hat indeß die reizende Tochter eines reichen österreichischen Grafen erobert und einen braven Mann, der um sie warb, verdrängt, dieser, ein junger Offizier, macht nun aus Verzweiflung der Chabert den Hof und endlich eine förmliche Liebeserklärung. Sie aber lacht ihn aus.

„Sie sind grausam," stammelt er beschämt.

„Ich? was fällt Ihnen ein," erwidert Wanda, noch immer lächelnd, „ich meine nur, Sie haben Ihre Liebe an die unrechte Adresse gerichtet. Comtesse —"

„Sprechen Sie nicht von ihr, sie ist die Braut eines Anderen.“

„So lange ich es zugebe,“ spricht die schöne Wanda, „was werden Sie aber sagen, wenn ich die Comtesse in Ihre Arme zurückführe? werden Sie mich dann noch grausam nennen?“

„Sie könnten dies?“ ruft der junge Offizier erregt.

„Nun, und wenn ich es kann,“ sagt Wanda, „was bin ich dann?“

„Ein Engel, dem ich auf meinen Knieen danken werde,“ schwört der Offizier.

„Ja, das werden Sie,“ entscheidet Wanda, „Sie werden mir auf den Knieen danken.“ — —

Einige Tage später treffen sich die Nebenbuhler im Kaffeehause. Der griechische Prinz rennomirt und lügt, und der österreichische Offizier straft ihn Lügen. Die Folge ist ein Duell am nächsten Morgen im Walde bei Baden auf Pistolen.

Wie aber der Offizier am folgenden Tage mit seinem Sekundanten das Haus verlassen will, erscheint ein Polizei-Commissär bei ihm und bittet ihn, sich nicht ferner zu bemühen, ein anderes Mal aber bei der Annahme einer Herausforderung vorsichtiger zu sein.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragt der Offizier verwirrt.

„Daß dieser Maurokordatos ein gefährlicher Betrüger und Abenteurer ist, dessen wir soeben habhaft geworden sind.“

„Kein Prinz?"

„Nein, ein Kunstreiter."

Eine Stunde später kömmt ein Brief der reizenden Comtesse, worin sie demüthig um Verzeihung bittet, der glückliche Bräutigam will sofort zu ihr eilen, aber unterwegs besinnt er sich und macht Kehrt, um vorher der schönen Wanda, wie er versprach, auf seinen Knieen zu danken.

2.

Das Alibi als Verräther.

Es war im Jahre 184*, als die Bevölkerung der Landeshauptstadt L*** durch einen mit beispielloser Verwegenheit im Weichbilde derselben, in einer der belebtesten Straßen, bei hellem Tage verübten Raubmord in fieberhafte Aufregung versetzt wurde. Die Haushälterin eines Domherrn war in dessen Wohnung in seiner Abwesenheit erstochen und die Summe von zwanzigtausend Gulden in baarem Gelde geraubt worden. Man hatte die Ermordete noch Vormittags um halb zwölf auf dem Markte gesehen und um ein Viertel auf ein Uhr war dieselbe von dem zurückkehrenden Domherrn in ihrem Blute liegend, todt gefunden worden. Dieser machte sofort persönlich die Anzeige bei der Polizei, wußte jedoch nicht den geringsten Anhaltspunkt für die Nachforschungen derselben anzugeben.

Der Polizeidirektor traf also auf gut Glück mit äußerster Energie und Raschheit seine Maßregeln, alle halbwegs gefährlichen Individuen in L***, denen man ein solches Verbrechen zutrauen konnte, wurden in den nächsten Stunden angehalten, Haussuchungen in allen verdächtigen Häusern sowie die genauesten Erhebungen am Thatorte fanden statt, alle Bewohner der umliegenden Straßen wurden einvernommen, aber trotzdem alle Kräfte, alle Organe der Polizei thätig waren, war nicht die geringste Spur der Thäter zu entdecken, ja nicht einmal irgend ein noch so unbedeutender Verdacht lag vor.

So stand denn die Angelegenheit wahrhaft trostlos, als sich die Beamten der Polizei Abends um ihren Chef versammelten und ihm von den Ergebnissen ihres Eifers und ihrer Bemühungen Bericht erstatteten.

Endlich als man sich eingestehen mußte, daß man einem ungeheuren Verbrechen vollkommen rathlos gegenüber stand, daß die Ehre der sonst von der Bevölkerung von L*** als Sicherheitsbehörde so hoch geachteten Polizei ernstlich gefährdet war, bat ein jüdischer Revisor in seiner klugen, aber bescheidenen Weise den Polizeidirektor, ihn anzuhören.

Unsere Leser werden fragen, was ist ein Revisor?

Wir werden diese Frage am besten beantworten, wenn wir zuerst sagen, was ein Revisor nicht ist oder eigentlich war, denn er gehörte zu den vormärzlichen Typen,

welche die Bewegung von 1848 mit manchem Anderen für immer wegschwemmte.

Der Revisor war also kein eigentlicher Polizeibeamter und kein geheimer Polizeiagent, er war aus der Bevölkerung, und zwar in L*** vorzüglich aus der jüdischen, für Polizeizwecke engagirt, er arbeitete jedoch nicht im Bureau, sondern that sein Bestes außer demselben als ein, wenn auch unbewußter, aber folgsamer Adept Meister Göthe's dessen Spruch: „Greift nur hinein ins volle Leben, wo Ihr es packt, ist es interessant," er polizeilich anzuwenden schien, denn kein Anderer im Amte konnte mit ihm an Lokalkenntniß und an Vertrautheit mit den gefährlichen Klassen, ihren Gewohnheiten und Sitten wetteifern.

Es war also ein jüdischer Revisor K—r, der brauchbarste, bewährteste unter den Revisoren in L***, welcher jetzt das Wort ergreift.

„Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Gubernialrath," begann er in seinem deutsch-jüdischen Jargon, „ich habe einen Gedanken. Sie werden sagen vielleicht, der K—r ist ein Narr, gut, aber vielleicht ist es auch zu was gut. Der frühere Landesadvokat S*** hat vor einem Monat etwa einen Menschen in seinen Dienst genommen, der kurz vorher aus dem Kriminal gekommen ist und wiederholt wegen verwegener Einbruchsdiebstähle gestraft war. Ich habe damals dem Herrn Baron P***, er wird sich noch meiner Worte erinnern, ich habe ihm gesagt, aus der Verbindung

dieser beiden Menschen muß etwas Furchtbares hervorgehen. Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Gubernialrath, aber Gott soll mich strafen, wenn diese zwei nicht die Mörder sind."

Es fragt sich nun, wer war der Mann, den der jüdische Revisor aus so tiefer, innerer Ueberzeugung eines so furchtbaren Verbrechens anklagte.

Es war ein wohlhabender, ein hochgebildeter Mann, Doktor der Rechte und der Philosophie, Ritter von S***, gewesener Landesadvokat. Er war seiner Stellung wegen Mißbrauch der Amtsgewalt entsetzt worden, aber von hier bis zum planmäßigen Raubmorde war ein großer Schritt.

War dieser Schritt dem Manne mit den drei Diplomen, in dessen Salon sich nach wie vor dem Verluste seiner Advokatur ein erlesener Kreis von Männern aus allen Ständen versammelte, zuzumuthen?

Der Polizeidirektor berief auf der Stelle den Polizeibeamten Baron P***, auf den sich K—r berufen hatte, und theilte ihm den Verdacht des Revisors mit.

„Sie haben mit S*** studirt," schloß er. „Sie haben noch in letzter Zeit mit ihm freundschaftlich verkehrt, Sie müssen S*** kennen, ich frage Sie, auf Ehre und Gewissen, trauen Sie ihm ein solches Verbrechen zu?"

Baron P***, welcher todtenbleich geworden war, besann sich kurze Zeit.

„Ich frage Sie noch einmal,“ sagte sein Chef, „ist S*** einer solchen That fähig?“

„Ja,“ gab Baron P*** endlich zur Antwort.

Dies genügte dem Polizeidirektor, nun hatten die Nachforschungen eine bestimmte Richtung gewonnen und wurden sofort auf der von dem Revisor angedeuteten Fährte fortgesetzt. Noch in derselben Nacht kam Baron P*** mit der Meldung, daß S*** wenige Tage vor dem Morde seinen Bruder, einen jungen Theologen von noch nicht zwanzig Jahren, in auffallender Weise mitten in der Studienzeit aus dem Priesterseminar heraus und zu sich genommen hatte. Gegen Morgen hatte der Revisor K—r bereits mehr als zehn Zeugen einvernommen, welche alle eidlich zu Protokoll gaben, daß sie den Bruder des Doktors S*** und auch diesen selbst in den letzten Tagen häufig in der Straße, und zwar in der Nähe des Hauses, in welchem der Mord begangen worden war, gesehen hatten, und endlich fand sich sogar eine Frau, welche den Seminaristen während der Zeit, in welcher der Mord begangen worden sein mußte, vor dem Hause, in dem der Domherr wohnte, hatte auf- und abgehen sehen.

Nun konnte man S*** vorladen. Er erschien mit seinem in L*** wohlbekannten, ewig lächelnden, kalten Antlitz und als ihm das Alibi abverlangt wurde, erklärte er, ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit oder Erregung, um die Zeit, über die er sich zu rechtfertigen hatte,

nämlich von $1/_2 12$ bis $1/_2 1$ Uhr in dem Bade im J***-garten gewesen zu sein. Der Polizeidirektor fuhr selbst auf der Stelle hin und nahm zuerst die Besitzer des Bades ins Verhör. — Beide — Mann und Frau — bestätigten, daß Dr. S*** um die in Frage stehende Zeit wirklich in ihrer Anstalt anwesend war, daß er ein Bad genommen und dann im Garten noch längere Zeit promenirt habe. Dasselbe bezeugte die Dienerschaft. Schon schien das Alibi zu Gunsten des Dr. S*** festgestellt, da sagte ein alter Badewärter plötzlich: Es ist eine heilige Sache um einen Eid, Herr Gubernialrath, und da muß ich schon sagen, daß es mir doch schwer sein wird zu beschwören, ob der Herr Dr. S*** wirklich um $1/_2 12$ Uhr wie er sagt, schon bei uns hier war.

„Wie?" fragte der Polizeichef.

„Ja es ist eine eigene Sache," fuhr der ehrliche Alte fort, „als der Herr Dr. S*** gestern im Fiaker bei uns ankam, sah er unsere Uhr an und zog dann die seine aus der Tasche. „„Was habt Ihr da für eine Uhr,"" sagte er, „„die geht ja um eine volle halbe Stunde voraus, es ist ja erst halb Zwölf, siehst Du und bei Euch ist es schon 12 Uhr vorüber.""

„Mehr brauche ich nicht zu wissen," sagte hierauf der Polizeichef.

S*** hatte an dem Tage des Mordes, ehe derselbe noch entdeckt war, bereits an sein

Alibi gedacht, die erste Indicie gegen ihn war gegeben.

Eine halbe Stunde später wurden Dr. Ritter v. S***, dessen Bruder, der Theologe und der Bediente des Ersteren von dem Polizeidirektor verhaftet und dem Strafgerichte übergeben. —

Nun begann die Untersuchung. Bei den ersten Verhören zeigten sich Dr. S*** und sein Bedienter sehr zuversichtlich, sie läugneten hartnäckig, und der Erstere beantwortete sogar die Fragen des Untersuchungsrichters in impertinent spöttischer Weise, an dem jungen Theologen dagegen war eine auffallende Trauer und Zerknirschung zu bemerken, doch legte auch er kein Geständniß ab.

Nach einigen Tagen bat er jedoch um die Gunst mit dem Direktor des Priesterseminars, seinem „theuren Lehrer" wie er ihn nannte, einem allgemein hochgeachteten, würdigen Priester, ohne Zeugen, vertraulich sprechen zu dürfen. Da man von dieser Unterredung eine heilsame Wirkung auf das Gemüth und Gewissen des Angeklagten erwartete, nahm das Gericht keinen Anstand, ihm dieselbe zu gewähren. Und wirklich, nachdem der Seminardirektor mehr als zwei Stunden bei seinem ehemaligen Schüler geweilt hatte, verließ er denselben mit feuchten Augen, und der junge Theologe, den man in Thränen gebadet fand, verlangte sofort mit dem Untersuchungsrichter zu sprechen und

legte vor demselben ein vollständiges, reumüthiges Geständniß der That ab.

Liebe zu seinem Bruder hatte ihn bestimmt, an derselben Theil zu nehmen. Er war erst wenige Tage vor dem Morde in den teuflischen Plan eingeweiht worden. Seine Aufgabe war es, vor dem Hause Wache zu halten, während der Bediente die Haushälterin mit einem Messer ermordete, das Geld raubte und es dem Dr. S***, welcher, obwohl der eigentliche Urheber der That, in einiger Entfernung von dem Thatorte weilte, einhändigte.

In der Nacht vergruben die drei gemeinschaftlich das Geld unter einer Brücke in der Nähe von L***.

Augenblicklich begab sich eine gerichtliche Kommission an Ort und Stelle und fand wirklich die geraubten zwanzigtausend Gulden beinahe vollständig.

Ein Zufall wollte, daß gerade zu der Zeit, wo der junge Theologe sein Geständniß ablegte, der eigentliche Mörder, der Bediente, gleichfalls im Verhöre war. Plötzlich erschien der Polizeidirektor im Verhörszimmer und fragte: „Läugnet er noch immer?"

„Ja," sagte der Untersuchungsrichter.

„Nun, ich werde dich aber doch hängen sehen," rief der Polizeidirektor dem Mörder zu: „der Bruder, der Seminarist, hat bereits Alles gestanden."

Der Untersuchungsrichter erschrack im ersten Augenblicke über diese ungesetzliche Intervention, denn er glaubte

nicht anders, als daß der Polizeidirektor eine unerlaubte List anwende, um dem Angeklagten ein Geständniß zu erpressen; als er jedoch erfuhr, daß der Theologe wirklich die That bekannt habe, beruhigte er sich um so mehr, als der Mörder nach kurzem Besinnen einen Fluch und dann die dem niederen Manne in jener Zeit geläufigen Worte ausstieß: „So geht es Einem, wenn man sich mit den Herren einläßt."

Hierauf bekannte auch er seine Schuld.

Nur der eigentliche Anstifter Dr. S*** blieb unerschütterlich. Nicht einmal die Confrontation mit seinen Mitschuldigen machte einen Eindruck auf ihn. Er blieb dabei, er sei unschuldig. „Ich fühle einen tiefen Schmerz um dich," sagte er zu seinem Bruder, welcher ihn zum Geständniß zu bewegen suchte, „ich entsetze mich, daß du, ein Gott geweihter Mann, einer solchen blutigen That fähig warst, aber du vergrößerst deine Schuld durch eine beispiellose Undankbarkeit, indem du mich unschuldig anklagst, bin ich nicht Dein Wohlthäter, Du Elender?" Da in jener Zeit zu einem Todesurtheil das eigene Geständniß des Schuldigen nothwendig war, so verfielen in der Regel die verhältnißmäßig besser gearteten Verbrecher dem Galgen, während die eigentlich verworfenen raffinirten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen verstanden. So auch hier. Der Bediente, der die Haushälterin mit eigener Hand ermordet hatte, wurde zum Tode verurtheilt und in L*** gehenkt.

Der Theologe, bei dem seine Jugend, die Verführung durch seinen Bruder, vor Allem aber sein offenes Geständniß und seine tiefe Reue als Milderungsgründe erschienen, wurde zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, starb jedoch bereits im ersten Jahre seiner Haft an gebrochenem Herzen.

Dr. S***, der geistige Urheber der That, der eigentliche planmäßige Mörder, konnte nur zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurtheilt werden.

Er überstand dieselben glücklich und kehrte, zwar gealtert, aber im vollständigen Besitze seiner Geisteskräfte und seiner Gesundheit aus der Haft zurück.

Wenn irgend ein Kriminalfall die Mangelhaftigkeit der vormärzlichen Gesetzgebung schlagend zu illustriren im Stande ist, so ist es dieser, aber auch dem Polizeibeamten wie dem Psychologen bietet er viel Interessantes als ein eigenthümlicher Beitrag zur Naturgeschichte der Menschen.

3.

Delila.

Wir haben gleich im Beginn unserer Erinnerungen Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, welche der Polizei in früheren Jahren große Dienste geleistet hat und welche wir Frau Wanda von Chabert nannten. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir dieselbe als die zugleich reizendste, klügste und selbstsüchtigste, also mit einem Worte gefährlichste Frau bezeichnen, welche uns im Leben begegnet ist. Das, was man eine Schönheit nennt, war Wanda zwar durchaus nicht, dazu fehlte ihr das Ebenmaß der Gestalt wie der Züge, war aber ihr Kopf auch nicht schön im Sinne der Antike, weder der Venus von Milo, noch der Juno Ludovisi, so war er dafür im eminentesten Sinne pikant gleich den Damen, welche Wateau und Mignard gemalt haben.

Alles in dem von weichem braunem Haare eingerahmten Gesichtchen wirkte bestechend und prickelnd, die niedere griechische Stirne, die ein wenig schief geschlitzten, funkelnden Turandot-Augen, das Näschen a la Roxolane, der kleine Mund mit den vollen, wollüstigen Lippen, ebenso ihre mittelgroße Gestalt, die feine Taille bei einer übervollen Büste, vor Allem aber ihr Gang, dieses halb träge, halb koquette Wiegen in den üppigen Hüften.

Und dieses Weib, zur Liebe geboren, war genußsüchtig und verliebt wie kein zweites, aber eben deshalb nie in Gefahr, eines ihrer Opfer aus Mitleid echapiren zu lassen, im Gegentheil, sie war jedes ihrer Günstlinge bald müde und ihre Beziehungen zu der Polizei kamen ihr dann sehr gelegen, um sich des unbequemen oder eifersüchtigen Anbeters zu entledigen.

Vor dem italienischen Kriege von 1859 befand sich Frau von Chabert in London, wo sie ein im englischen Geschmack eingerichtetes, stockhohes Häuschen ganz allein mit ihrer Dienerschaft bewohnte und im lebhaften Verkehr mit der Emigration aller Länder stand.

Sie selbst galt als flüchtige Polin, der Luxus mit dem sie sich umgab und eine sogar in England auffallende Vorliebe für Sport, insbesonders für Pferde, trug ihr den Titel einer Gräfin ein. Eines der hervorragendsten Mitglieder der ungarischen Propaganda war damals Graf T***. Frau von Chabert war beauftragt, ihm eine ganz

besondere Aufmerksamkeit zu schenken, aber bisher trotz aller Mühe, welche sie sich gab, nicht einmal so weit gekommen, seine Bekanntschaft zu machen. Graf T*** lebte abgeschieden von der großen socialen Heerstraße in London das Leben eines Sonderlings, eines Menschenfeindes, dabei galt er weder für galant, noch leidenschaftlich. Landsleute, die ihn aus früheren Tagen, aus der großen magyarischen Revolution kannten, schilderten ihn als äußerst vorsichtig, kalt und schweigsam. Wenn also Jemand gegen die Netze, welche die schöne Frau auswarf, gefeit war, so war er es.

Da geschah es, daß als Wanda, von einem Jokey gefolgt, einmal früh am Morgen, wo man dort nur einzelne Spaziergänger trifft, durch den Hydepark ritt, ihre englische Vollblutstute scheu wurde, und die muthige Reiterin, welche keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart verlor, aus dem Sattel zu werfen drohte. Ehe ihr Diener Zeit hatte, ihr zu Hülfe zu kommen, sprang ein Mann im ungarischen Schnürrock vom Fußwege herbei und fiel dem Thiere in die Zügel. Nachdem sich dasselbe vollkommen beruhigt hatte, wollte er sich mit einem leichten Gruße entfernen, aber Frau von Chabert hielt ihn zurück, um ihm zu danken, und hatte nun Muße, ihn näher zu betrachten. Er war weder jung, noch schön, aber gut gebaut, wie alle Ungarn, und trug einen ausdrucksvollen, interessanten Kopf auf den Schultern. Aus dem gelben, leidenden Antlitz, das ein kurzer, dunkler Vollbart einrahmte, hefteten sich

ein paar große, dunkle, fanatische Augen auf das schöne junge Weib, das ihm so liebenswürdig zulächelte und der seltsame Blick dieser großen Augen war es, der in der Seele der leicht erregbaren Frau jenes heftige, aber flüchtige Gefühl erregte, das sie Liebe nannte. Sie wendete ihr Pferd, und begleitete den Fremden auf seinem Spaziergange, und er schien von ihrem Geplauder beinahe noch mehr entzückt als von ihrer Erscheinung, denn sein ernstes Antlitz wurde immer heiterer und er zeigte sich endlich selbst gesprächig und liebenswürdig. Als er Abschied nahm, gab ihm Wanda ihre Karte, deren Rückseite ihre Adresse enthielt, er beeilte sich hierauf ihr die seine zu reichen.

Sie dankte und sprengte davon, zugleich warf sie einen Blick auf seinen Namen, er lautete: Graf T***.

Sie hätte aufjauchzen mögen, daß das edle Wild, dem sie so lange nachstellte, nun endlich doch in ihr Revier gerathen war, aber sie wendete nicht einmal den Kopf nach ihm, so sehr hatte diese Frau sich und ihre Regungen in ihrer Gewalt.

Am nächsten Tage schon machte Graf T*** ihr seinen Besuch, er kam bald täglich, und — nicht vier Wochen waren seit dem unschuldigen Abenteuer im Hydepark verflossen, lag er zu ihren Füßen, denn wenn Frau von Chabert geliebt sein wollte, war Niemand im Stande ihr zu wiederstehen, Sie wurde ebenso rasch wie die Geliebte auch die Vertraute des Grafen und legte mit der feinsten

Coquetterie jeden Tag, ja jede Stunde neue Fesseln um den ungarischen Simson. Ob sie ihn liebte?

In ihrer Art gewiß, und sie dachte auch vorläufig nicht im entferntesten daran, ihn zu verrathen, ja es gelang ihr, ihre Beziehungen zu ihm nicht allein in London, sondern auch in Wien vollständig zu verheimlichen.

Da brach der Krieg von 1859 los und Graf T*** eilte, gleich den meisten ungarischen und polnischen Flüchtlingen, nach Italien, um sich dem großen patriotischen Staatsmann Piemonts, Cavour, zur Verfügung zu stellen.

Wanda begleitete ihn und nahm an seinen Umtrieben in Turin den regsten Antheil, ja sie schien einige Zeit seine rechte Hand und ihren bisherigen Gönnern vollkommen untreu geworden zu sein. Durch ihn trat sie bald mit den piemontesischen Regierungskreisen in intimen Verkehr, und dies wurde sein Verderben.

Ein junger italienischer Diplomat, welcher häufig mit dem Grafen und in dessen Abwesenheit mit Frau von Chabert verhandelte, verliebte sich sterblich in die reizende Polin, und sie, welche nie grausam war, und am wenigsten dort, wo sie selbst Feuer fing, ließ sich von dem schönen, geistreichen und kühnen Mann erobern. In dem Maße nun, in dem ihre Leidenschaft für den Italiener wuchs, nahm ihr Gefühl für den Grafen T*** ab, und endlich fühlte sie die Beziehungen zu ihm als ein Hemm=

niß, eine Last, und sobald Wanda auf diesem Punkte war, war ihr Anbeter so gut wie verloren.

Graf T*** war kein Mann, dem sie einfach den Abschied geben, oder mit dem sie leichtfertig spielen durfte, das wußte sie nur zu gut. Um einer für sie in ihren Folgen unberechenbaren Katastrophe auszuweichen, ließ sie ihn vorläufig von dem für ihn so gefahrdrohenden Wechsel ihrer Gesinnungen nichts merken und hielt den Italiener, der ihr mit Leib und Seele gehörte, in gebührender Entfernung.

Als der Friede geschlossen war, und die große friedliche Revolution in Oesterreich begann, welche vorläufig in der Februarverfassung und dem ungarischen Ausgleich ihren Abschluß fand, entschloß sich die ungarische Emigration, T*** nach Ungarn zu entsenden, damit er dort das Ruder in die Hand nehme. Da aber T*** noch außer dem Gesetze stand, und das Arader Todesurtheil wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte schwebte, berieth er sich mit Wanda über die Wege und Mittel, ungefährdet nach seinem Vaterlande zu gelangen und dort unentdeckt zu bleiben. Obwohl die kluge Frau sofort ihren Plan hatte, sagte sie T***, sie wolle darüber nachdenken. Erst nach einigen Tagen trat sie mit ihrem Vorschlage hervor, welcher den lebhaftesten Beifall des Grafen und seiner Freunde fand und auch sogleich ausgeführt wurde. Frau von Chabert reiste nämlich mit einem italienischen Passe

als Marchesa Spinola nach Wien und T*** begleitete sie als ihr Bedienter, er hatte sein Haar kurz geschnitten, den Bart rasirt und wurde durch die Livrée vollkommen unkenntlich. Die Gränze war glücklich passirt, die Beiden erreichten, ohne daß sie den geringsten Anstand mit den Behörden gehabt hätten, Wien und stiegen zuerst in einem Hotel Garni ab, bezogen jedoch bald eine elegante kleine Wohnung im Centrum der Stadt. Graf T*** suchte sofort einige Parteigenossen auf, welche seit Vilagos ununterbrochen mit der Emigration in Verbindung gestanden waren, und die Verschwörung war bald im besten Zuge, während die schöne Wanda sich mit einem Husarenofficier die Zeit vertrieb, ohne deshalb ihren Anbeter und seine gefährliche Thätigkeit nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

So saß sie denn endlich, als die Frucht reif genug war, ihr in den Schooß zu fallen, in dem Cabinet des Polizeiministers, dem Manne gegenüber, mit dem es den schlimmen Handel zu machen galt.

„Die Emigration muß über die von uns so glücklich angebahnte Verständigung und Versöhnung mit Ungarn sehr unruhig und entmuthigt sein,“ begann er.

„Täuschen Sie sich nicht,“ erwiederte Frau von Chabert, „nichts ist der Politik gefährlicher als der Optimismus, der Einfluß der revolutionären Propaganda war niemals größer, als er es gegenwärtig ist. Hoffen Sie

ja nicht, die Magyaren mit halben Zugeständnissen zu gewinnen, und vor Allem unterschätzen Sie die Bewegung nicht, welche sich so offen am hellen Tage zu organisiren beginnt."

„Sie fürchten die Revolution —."

„Ich weiß, daß man sie vorbereitet, daß man von ihr allein Alles erwartet."

Der skeptische Mann lächelte. „Geben Sie mir etwas mehr als Ansichten, Meinungen, und ich will glauben —."

„Ich werde Ihnen den Beweis nicht schuldig bleiben," entgegnete Wanda, indem sie an ihren rosigen Nägeln zupfte, „aber ich will, ehe ich Ihnen den wichtigsten Dienst leiste, den ich Ihnen jetzt überhaupt leisten kann, sicher sein, daß meine Mühe und mein Talent auch belohnt werden."

„Können Sie daran noch zweifeln —"

„Ich will offen sein," fuhr Wanda fort, „Urban hatte im siebenbürgischen Insurrectionskriege vortreffliche Spione, aber sie sind heute noch nicht bezahlt. Ich brauche Geld —"

„Wie viel?"

Die schöne Frau nannte mit unnachahmlicher Leichtigkeit eine sehr ansehnliche Summe.

Der skeptische Mann lächelte und erhob sich, um einige Befehle zu ertheilen. Kurze Zeit darnach lag das Geld in Wanda's Händen.

„Nun?"

„Die Emigration hat eines ihrer einflußreichsten und talentvollsten Mitglieder entsendet, um die Revolution in Ungarn zu organisiren.“

„Bereits entsendet?“

„Mehr als das, Graf T*** ist in diesem Augenblicke in Wien.“

„Wissen Sie, wo er sich verborgen hält?“

„Ja.“

„Und Sie irren sich nicht?“

„Ich irre mich nicht,“ entgegnete die schöne Frau mit einem frivolen Lachen, „Graf T***, in London und Turin mein Anbeter, ist hier in meiner Wohnung als mein Bedienter.“ —

Eine Stunde später wurde Graf T*** verhaftet. Wanda wollte sich indeß ihres unglücklichen Anbeters nur entledigen, ohne jedoch ihn zu verderben. Sie hatte lange genug intim mit ihm verkehrt und an seinen politischen Planen und Intriguen theilgenommen, um die verläßlichsten Auskünfte über seine Person und seine Absichten geben zu können. Diese Auskünfte lauteten derart, daß man trotz der Vergangenheit und dem revolutionären Standpunkte des Grafen in ihm den Mann zu entdecken glaubte, welcher eine aufrichtige Versöhnung zwischen dem Monarchen und seinem Volke anzubahnen fähig war.

Denselben Tag noch stand T***, der sich dem Galgen verfallen glaubte, dem Kaiser gegenüber, die Art und

Weise, wie dieser seine edlen Absichten für Ungarn aussprach, riß den alten Rebellen hin, und er gab sein Wort, ihm die Nation versöhnt zuzuführen. Und er hat sein Wort gehalten, wenn auch nicht ganz so wie er es gab.

Man ließ ihn frei nach Ungarn. Wanda begleitete ihn. Er hatte keine Ahnung, daß er in den Armen der Geliebten unter Polizeiaufsicht stand, und sie gewann von dem Augenblicke, wo er officiell als Vermittler zwischen Krone und Volk in seinem Vaterlande auftrat, ein neues Interesse, den bedeutenden Mann, den Alle für Ungarns künftigen Ministerpräsidenten ansahen, zu fesseln.

Er begann zu unterhandeln, und anfangs ging Alles vortrefflich, bald aber weckte die Nachgiebigkeit der Regierung neue und immer neue Forderungen, und endlich war das, was der eine Theil bot, und das, was der andere verlangte, so weit auseinander, daß vorläufig an eine Verständigung nicht mehr zu denken war. Die Lage des Grafen wurde täglich eine peinlichere, er hatte sich nach beiden Seiten zu sehr engagirt und suchte vergebens einen Ausweg.

Da bekam der Polizeiminister plötzlich einen Brief Wanda's, in welchem sie ihm mittheilte, daß T***, von seinen Landsleuten gedrängt, von der Emigration als Verräther gebrandmarkt, auf dem Punkte stehe, sich von neuem der Verschwörung in die Arme zu werfen.

Die Regierung faßte hierauf den durch und durch

noblen Mann bei seiner Ehre und mahnte ihn energisch an sein Wort, und T***, welcher sich unfähig sah, dasselbe zu lösen, machte seinem Leben durch eine Pistolenkugel ein Ende.

Frau von Chabert verließ sofort nach der traurigen Katastrophe Ungarn und eilte nach Turin, wo ihr neue Liebe, neuer Glanz und neue — Lorbeeren winkten.

Wir werden noch von ihr hören.

4.

Polnische Emissäre.

Nach der großen polnischen Revolution von 1831 war ein ansehnlicher Theil des polnischen Adels, der Intelligenz und des Offizierkorps der polnischen Armee nicht nach Rußland zurückgekehrt, sondern hatte sich nach England, Belgien und Frankreich gewendet, im Ganzen bei zehntausend Patrioten, welche alle Drangsale der Verbannung der russischen Amnestie vorzogen. In Frankreich ließen sich dieselben am zahlreichsten nieder, sie empfingen dort namhafte Unterstützungen, zu denen sich bald regelmäßige Subsidien aus den polnischen Heimathsländern gesellten. Diese Emigration hatte sich kaum in ihrem neuen Vaterlande eingerichtet, so begann sie schon für das alte, dem sie Leben, Blut und Gut mit seltener Bereitwilligkeit geopfert hatte, thätig zu sein, sie organisirte sich als eine

nationale und politische Propaganda und arbeitete fortan mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln an der Aufrichtung ihres unglücklichen Volkes, an der Herstellung ihres Staates. Noch waren die Nachwehen der Revolution überall schwer fühlbar, und schon traf die Emigration ebenso verborgen als emsig und unermüdlich alle Vorbereitungen zu einer neuen. Die geniale Umsicht, mit welcher der Plan zu derselben entworfen, die Aufopferung, mit welcher die Mittel zur Realisirung derselben aufgeboten wurden, steht in der Geschichte einzig da und verdient die aufrichtige Bewunderung auch der Gegner der polnischen Bestrebungen. Die Leitung der ganzen weit ausgesponnenen Verschwörung lag in den Händen eines Ausschusses der Emigration, welcher sich unter dem Titel „Centralisation" in Paris constituirte und dessen Verbindungen in kurzer Zeit alle Provinzen der ehemaligen polnischen Republik umfaßten. Eine der wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben dieser Pariser Nationalregierung war es, sich mit den Patrioten in der Heimath in stetem regen Verkehr und Einvernehmen zu erhalten, sowie neue Anhänger zu werben und allmälig die Massen, insbesondere die des Bauernstandes, in die Bewegung hineinzuziehen.

Diese Zwecke wurden durch die regelmäßige Absendung von Emissären nach Russisch-Polen, Posen und Galizien trotz der enormen Wachsamkeit der russischen, preußischen und österreichischen Polizei in überraschender

Weise erreicht. - Freilich waren es aber auch stets Männer von dem uneigennützigsten Patriotismus, einer gewissen Genialität und außerordentlichen Kühnheit und Gewandtheit, welche hierzu erwählt wurden. Nicht selten auch Frauen, deren Geschlecht und Reize ihnen über manche Klippe hinweghalfen, an der ihre männlichen Genossen scheitern konnten. Von Zeit zu Zeit schied eines der Mitglieder der Pariser National-Regierung, so einmal Mieroslawski, ein andermal Wiszniowski, aus derselben, um sich persönlich von dem Stande der Dinge in Polen zu überzeugen.

Jeder Emissär war mit einem französischen oder belgischen Passe versehen, in der Regel auf den Namen eines französischen Handwerkers ausgestellt. Bei dem Sprachtalente der Polen, das seinesgleichen sucht, und ihrer Fähigkeit, sich insbesondere das Französische mit allen Unarten der echt französischen Aussprache und Betonung anzueignen, wurde es denselben in der Regel leicht, ihre Rolle bis zur vollkommenen Täuschung zu spielen. So durchstreifte einmal Mieroslawski, die erste militärische Capacität der Centralisation, Posen, die damalige Republik Krakau und einen Theil des westlichen Galiziens, in der Maske eines französischen Uhrmachers, ohne nur den geringsten Anstand von Seite der stets wachsamen Behörden zu haben. Jeder Emissär trug ein Creditiv sowie gewisse Vollmachten und Instruktionen der Centralisation bei sich, die letzteren



waren stets in Chiffern abgefaßt und auf das feinste Papier geschrieben, so daß Alles in der kleinsten Höhlung, in dem Schirme einer Mütze oder in ein paar Knöpfen eines Rockes Platz hatte. Auch in ausgehöhlten Stöcken wurden dieselben manchmal aufbewahrt.

Daß einzelne, sogar komische Unvorsichtigkeiten vorkamen, versteht sich von selbst, so wurde ein Sendbote der Emigration in den galizischen Karpathen dadurch verrathen, daß er als slovakischer Drahtbinder in feinen Lackstiefeletten herumging. Die Mehrzahl polnischer Emissäre war indeß ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen und unterzog sich derselben mit einer an Fanatismus grenzenden Vaterlandsliebe. Einer der ergreifendsten Züge von Aufopferung für die „heilige Sache" gehört den Annalen der österreichischen Polizei in Galizien an.

Im Anfange der Vierziger Jahre gelang es der Lemberger Polizei, einen Emissär der Pariser Nationalregierung in der Hauptstadt selbst zu entdecken und zu verhaften. Es war spät Abends, als er auf der Polizeidirektion eingebracht wurde. Der Polizeidirektor, welcher das Unglück wie die Vaterlandsliebe des Verhafteten zu achten wußte, behandelte denselben mit der größten Schonung und nahm selbst das erste Verhör mit ihm vor. Da der Emissär in artiger aber entschiedener Weise jede Antwort, welche ihn oder seine Partei kompromittiren konnte, verweigerte, brach der Polizeidirektor dasselbe bald ab, befahl jedoch einem

durch seine Spürnase bekannten jüdischen „Revisor,“ den Emissär genau zu durchsuchen. Man fand nichts Verdächtiges bei ihm, endlich verfiel der Revisor auf die Idee, die Stiefeln desselben zu zerschneiden, und wirklich fanden sich zwischen den Sohlen ein Creditiv des Revolutionsausschusses in polnischer Sprache und andere Schriftstücke in Chiffern.

Der Emissär, welcher erbleicht war, als er sich entdeckt sah, lächelte wehmüthig und sagte im elegantesten Französisch:

„Somit ist Alles für mich zu Ende, aber hoffen Sie nicht, meine Herren, daß Sie mir irgend ein Geständniß erpressen werden.“

Man brachte den Verhafteten hierauf in ein mit allem Comfort eingerichtetes Arrestzimmer und fragte nach seinen Wünschen.

Er bat um ein Souper und eine Flasche Wein. Der Gefängnißaufseher brachte ihm das Gewünschte, als er zurückkehrte, um das Service zu holen, fand er den Emissär todt. Er hatte die unglaubliche Willensstärke gehabt, sich, auf dem Sessel sitzend, mit seiner seidenen Halsbinde zu erwürgen. Der Gefängnißaufseher meldete den außerordentlichen Fall dem Polizeidirektor. Bei diesem entstand die Besorgniß, von polnischer Seite könnte der Vorwurf erhoben werden, der Gefangene sei von der Regierung im Geheimen justificirt worden, er berief daher

auf der Stelle mehrere angesehene Aerzte polnischer Nationalität. Durch das einstimmige Urtheil derselben wurde der mit beinahe unglaublicher Entschlossenheit ausgeführte Selbstmord des Emissärs constatirt.

Dieser bewunderungswürdige Patriot hatte sich aus keinem anderen Grunde getödtet, als aus Besorgniß, er könnte in einem späteren Verhör gegen seinen Willen seine Sache und seine Parteigenossen verrathen.

Der genialste und kühnste der polnischen Emissäre in der Zeit von 1834 bis 1846 war der zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Dembowski. Er hatte sich vorzüglich Galizien zu seinem Wirkungskreise ausersehen und agitirte hier in allen Schichten der Bevölkerung, bald sprach er unter dem Schutze der Nacht in dem Edelhofe eines Eingeweihten zu einer Versammlung des benachbarten Adels, bald fuhr er in dem schwarzen Talar und der Jarmurka eines jüdischen Faktors von Gut zu Gut, die Patrioten haranguirend, neue Anhänger gewinnend, bald trieb er sich in bäuerlicher Tracht in den Dörfern und Schenken herum und suchte die damals noch durch Robot und Abgaben schwer gedrückten Bauern in communistischem Sinne gegen die Regierung aufzuhetzen, wobei ihn die Gewandtheit, mit der er den masurischen Dialekt und das galizisch-russische Idiom sprach, sowie die Manieren des Bauers nachahmte, vor Entdeckung schützte.

Gewöhnlich nahm er, wenn seine Zuhörer aus dem

Bauernstande erst warm geworden waren, eine Handvoll Haferkörner aus der Tasche und ordnete sie mit dem Finger zu einem Kreise. Dann zog er aus einer anderen Tasche etwas Korn hervor und bildete daraus innerhalb des ersten Kreises einen zweiten. Endlich legte er einige Weizenkörner zu einem Häufchen zusammen in die Mitte beider Kreise. „Seht Ihr," sprach er dann, „der Weizen hier das ist der Adel, das Korn bedeutet den Bürgerstand, der Hafer uns, das Landvolk. Jeder Stand ist jetzt für sich, und wie der Adel vom Bürger, so leben beide, Adel und Bürger, von uns, von unserem Blute, von unserem Schweiße. Aber es wird eine Zeit kommen, und sie ist näher als Ihr glaubt, eine große Revolution, die wird wie ein Sturm Alles durcheinandermischen." Er nahm in diesem Augenblick Hafer, Korn und Weizen zusammen, schüttelte es durcheinander und legte es dann als ein Häuflein auf den Tisch. — „So. Und wie Ihr jetzt hier Hafer, Korn und Weizen beisammen seht, wird es dann zwischen Bauern, Bürgern und Edelleuten keinen Unterschied mehr geben, alle werden eins sein, ein Stand, ein Volk!"

Einmal im Winter 1845 war Dembowski's Anwesenheit in einem Edelhofe bei Lemberg der dortigen Polizei signalisirt. Sofort machte sich ein Detachement Husaren mit einem Polizeikommissär auf den Weg, um den gefährlichen Emissär zu verhaften. Unterwegs trafen

sie einen Schlitten mit zwei Damen, welche sich durch große Pelze und dichte Schleier vor der Kälte zu schützen suchten. Der Polizeikommissär hielt den Schlitten an und ersuchte die Damen, sich zu entschleiern; dieselben gehorchten sofort, aber nicht ohne ein schalkhaftes Lächeln um die Lippen. Der Polizeikommissär erkannte die eine der beiden Damen sofort als die reizende Gräfin M***, die zweite, kaum minderschön, war ihm fremd. Er fragte nach ihrem Namen.

„Es ist meine Cousine Stephanie von B*** aus Posen,“ sagte die Gräfin.

Der Polizeikommissär wußte, daß die Gräfin wirklich eine Cousine dieses Namens besaß, verlangte aber dennoch den Paß zu sehen.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihn bei mir habe,“ sagte die fremde Dame, in ihren Taschen nachsehend, „da wir nur einen Besuch ganz in der Nähe machen. — Ja, doch.“

Der Polizeikommissär musterte den Paß. „Alles in Ordnung,“ sagte er dann und verabschiedete sich artig.

Die Damen dankten und grüßten, der Krakuse knallte mit der Peitsche, der Schlitten flog davon und mit ihm Dembowski, denn Niemand Anderer als er saß in dem prächtigen Damenpelz an der Seite der reizenden Gräfin M***.

Seine feine Gestalt und seine edlen, jugendlich schönen Züge, sowie das dunkle schwärmerische Auge ermöglichten die weibliche Maske. Die Gräfin war, als man von Lemberg aus von der Gefahr, in der Dembowski schwebte, Nach=

richt bekam, eben zu Besuch auf jenem Gute, wo er sich aufhielt. Der Gutsherr selbst rasirte eilig Dembowski, welcher einen Bart trug, indeß dessen Gattin einen falschen Zopf auf seinem Haupte befestigte und ihn wie eine Modedame frisirte. Weiß und roth geschminkt, in den Kleidern der Gutsfrau, mit dem Passe der gleichfalls anwesenden Cousine der Gräfin M*** in der Tasche, bestieg er den Schlitten und entkam diesmal glücklich seinem Schicksale.

Ihm war ein schöneres Ende beschieden, er starb, wie er gelebt, im Kampfe für sein Vaterland.

Als die österreichischen Truppen im Revolutionskampfe von 1846 nach dem von Benedek gewonnenen Treffen von Gdow auf Krakau vordrangen und Podgorze mit Sturm nahmen, führte Dembowski eine Abtheilung der Insurgenten, die polnische Fahne in der Hand, ihnen entgegen, und fiel, von mehreren Kugeln zugleich durchbohrt. Obwohl ihn sowohl Insurgenten als österreichische Offiziere fallen sahen, wollte doch Niemand an den Tod des in den Augen der galizischen Bevölkerung gefeiten Mannes glauben, ja man wollte ihn kurze Zeit nach der Einnahme Krakau's da und dort gesehen haben, so daß auf Befehl der österreichischen Regierung die Leiche des in Podgorze gefallenen polnischen Führers exhumirt und die Identität derselben mit der Person Dembowski's durch Leute, welche ihn gekannt hatten, nochmals constatirt wurde.

5.

Eine Mesalliance.

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Prärogative des Adels heutzutage nur noch durch die Gesinnungslosigkeit des Bürgerstandes erhalten werden, und nicht wenig Bürger, welche ihr eigenes Leben und ihre Familie durch Fleiß, Intelligenz und mannichfache Kämpfe begründet haben, gerathen in einen an Rausch mahnenden Zustand von Seligkeit, sobald es ihnen vergönnt ist, einen aristokratischen Kreis zu betreten, oder sich mit Baronen und Grafen öffentlich sehen zu lassen, vollends aber, wenn sie von denselben, in irgend welcher Absicht, freundschaftlich behandelt werden, oder gar Aussicht haben, eine Tochter als Frau Gräfin in dem wappengeschmückten Wagen fahren zu sehen.

Viele Frauen und Mädchen des Bürgerstandes werden sich keinen Augenblick besinnen, die Hand eines intelligenten,

ehrenhaften und hübschen Mannes ihrer Sphäre auszuschlagen, um mit dem ältesten, albernsten und häßlichsten Gecken der Aristokratie vor den Altar zu treten.

Mir bleibt es stets unvergeßlich, wie ich einer jungen, gebildeten Dame aus sehr gutem bürgerlichen Hause, welche das imposante Aeußere einer Monarchin hatte, vor ihrer Hochzeit scherzend sagte, sie möge bei der Einrichtung ihres Trousseau den Hermelinpelz nicht vergessen. „Ich weiß, daß er mir ganz gut lassen würde," entgegnete sie in allem Ernste, „und ich hätte auch gewiß einen getragen, wenn ich den Baron R*** geheirathet hätte, was, wie Sie wissen, im Werke war, aber für die Frau eines Beamten paßt das nicht."

Auch die Hälfte aller Verirrungen der Mädchen des Mittelstandes ist auf diese Adelssucht zurückzuführen. —

In einer kleinen deutschen Stadt lebte vor Jahren ein Schneider, den wir Löwenfuß nennen wollen, ein Mann, der, wie alle Helden der Nadel, von dem Drange nach Bildung und Freiheit gleich lebhaft erfüllt war. Er war als armer Handwerksbursche zu seinem Meister gekommen, hatte dessen Tochter geheirathet und nach dem Tode des Schwiegervaters das Geschäft übernommen. Da er dasselbe intelligent leitete und es ihm weder an Fleiß noch Glück fehlte, so wurde er bald wohlhabend und war in der Lage, seinen Töchtern eine Erziehung zu geben, um welche sie manche Comtesse beneiden konnte, denn sie hatten



nicht blos Französisch und Musik gelernt, sondern in der Geschichte, Literatur, den Naturwissenschaften ein Wissen erworben, das in Verbindung mit jenem lebhaften Geiste, welcher allein Kenntnisse für die Gesellschaft angenehm und werthvoll macht, die beiden reizenden Mädchen bald zu den Löwinnen der Stadt machte.

Besonders Fanny, die Aeltere, war der Stolz des Vaters und der Liebling der Gesellschaft, eine mittelgroße, schlanke, echt jungfräuliche Gestalt, mit einem beinahe italienischen Gesicht, in welchem zwei große dunkle Sammtaugen zugleich Liebe und Unterwerfung zu verlangen schienen, und doch war das Mädchen mit dem reichen, nachtschwarzen Haare durchaus nicht zur Gebieterin geschaffen, es war eine Schwärmerin, welche sich begeistert hingeben, ja sogar wegwerfen, aber nie unterjochen kann. Ein junger Arzt bewarb sich um ihr Herz und ihre Hand, er fand bei Fanny Gegenliebe und bei ihren Eltern das freundlichste Entgegenkommen, nur setzte das extravagante Mädchen die Bedingung, daß ihr Verlobter zwei Jahre viel und ungezwungen mit ihr verkehren müsse, ehe sie endgültig verspreche, seine Frau zu werden, denn erst dann wolle sie mit ihm vor den Altar treten, wenn sie von der Ueberzeugung durchdrungen sei, daß nicht allein ihre Herzen, sondern auch ihre Charaktere zusammenstimmen. Der junge Arzt ging auf dies Begehren ein und besuchte regelmäßig das Haus des gebildeten Schneiders, es waren

freundliche Stunden für das liebende Paar, sie machten zusammen Musik, sie lasen gute Bücher, und er erzählte dem Mädchen Manches aus den reichen Erfahrungen seiner Praxis, was sie fesselte und anregte.

Da erschien eines Tages ein Offizier bei dem Schneider, um sich Civilkleider machen zu lassen. An und für sich war dies allerdings kein Ereigniß, aber es sollte bald zu einem solchen führen, denn ein Zufall ließ die schöne, schwärmerische Tochter des Kleiderkünstlers in dem Augenblicke in den Laden treten, wo der Offizier denselben verlassen wollte. Er ließ bei ihrem Anblicke die Thürklinke wieder los und fragte den Meister, wer die junge Dame sei.

„Meine Tochter,“ sagte der Schneider mit Selbstgefühl.

„Darf ich Sie bitten, Herr Löwenfuß, mich dem Fräulein vorzustellen?“ sprach der Husar.

„Ich rechne es mir zur Ehre,“ erwiederte Herr Löwenfuß geschmeichelt, „Fanny — der Herr Rittmeister wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, hier meine Tochter Fanny, Herr Rittmeister —“

„Graf Kasimir W.........,“ fiel der Husar ein, indem er rasch auf das reizende Mädchen zutrat und demselben ein paar Complimente sagte. Es waren sehr gewöhnliche und sehr platte Redensarten, aber sie schmeichelten dem geistreichen Mädchen trotzdem unendlich, denn es war ja ein Cavallerie-Offizier, ein Graf, welcher dieselben an sie richtete. Und als der Rittmeister zuletzt noch den

Schneider in verbindlichster Weise um die Erlaubniß bat, sein Haus besuchen zu dürfen, wurde ihm dieselbe von Vater und Tochter in wahrhaft begeisterter Weise ertheilt.

Graf W......... machte schon am nächsten Tage seine Visite in voller Parade. Auf eine Bemerkung der Mama Löwenfuß über die schmucke Uniform machte er der gebildeten Schneiderfamilie die wichtige Eröffnung, daß er dieselbe nicht lange mehr tragen werde, indem er die Absicht habe, den Militärdienst bald zu verlassen, eine Frau zu suchen, bei der in seinen Augen Adel und Vermögen Nebensachen, Bildung und Wirthschaftlichkeit dagegen Hauptsachen seien, und sich dann auf seine Güter zurückzuziehen.

Papa und Mama Löwenfuß sahen von dem Augenblicke an den Grafen als Bewerber um die Hand ihrer Tochter an; daß er bis zum Wahnsinn in Fanny verliebt war, ist gewiß, er kam fortan jeden Abend und verstand es so sehr, alle Sympathien im Hause des Schneiders zu erobern, daß der junge Arzt sich bald überflüssig fühlte und die Besuche desselben immer seltener wurden. In einer Vollmondnacht, in einer Geißblattlaube, welche so ziemlich den ganzen Garten des Herrn Löwenfuß repräsentirte, sagte der Graf der schönen Fanny das erste Mal, daß er sie liebe, sie anbete, und als sie endlich bebend in seinen Armen lag, versuchte er es, sie im Sturme zu erobern, doch das kühne Reiterstückchen mißlang, und der hübsche

Husar erfuhr zum ersten Male in seinem Leben, daß ein Weib zu gleicher Zeit phantastisch, leidenschaftlich verliebt und brav sein kann.

Am nächsten Tage früh kam der Schneider und bat den Grafen in submissester Weise um eine nähere Erklärung seiner Absichten in Bezug auf die schöne Fanny. Der verliebte Husar entgegnete, daß er entschlossen sei, des „Schneiders Töchterlein“ zur Gräfin W......... zu machen. Ungeheure Rührung des Herrn Löwenfuß, welcher Anstalt macht, seinen zukünftigen Schwiegersohn zu umarmen. Aber — der Graf stellt Bedingungen. Die ganze Heirathsangelegenheit muß als das tiefste Geheimniß behandelt werden, denn ihm steht nach dem Tode einer Tante, welche bereits nahe an achtzig Jahre alt ist, eine Erbschaft von einer halben Million in Aussicht, welche er durch eine Mesalliance auf das Spiel setzen würde.

Die Eltern des Mädchens zögern hierauf allerdings einige Zeit, ihre Einwilligung zu der Verbindung zu geben, aber der Graf, dessen dämonische Leidenschaft die schöne Fanny mit sich fortriß, bleibt endlich doch Sieger. Der Arzt erhält ein artiges Briefchen von der Schneiderstochter, in welchem sie erklärt, daß sie ihm sein Wort zurückgebe, da sie nicht ihr Ideal in ihm gefunden habe, Fanny unterzeichnet eine Urkunde, in welcher sie feierlich zu Gunsten ihrer Schwester allen Ansprüchen auf das väterliche Erbe entsagt, und verläßt mit dem Grafen unter dem Schutze

der Nacht Elternhaus und Heimath, um denselben nach Polen zu begleiten, wo auf seinem Schlosse die Vermählung ganz im Geheimen stattfinden soll.

Die bösen Zungen daheim behaupten freilich, der Husar habe Fanny entführt, aber die Löwenfuß lächeln zu allen diesen Gerüchten, sie wissen es ja besser, und der Augenblick, wo die Tochter als gnädige Gräfin W......... zurückkehrt, wird sie für Alles reichlich entschädigen.

Unterdessen braust die Lokomotive mit dem polnischen Grafen und dem schwärmerischen deutschen Mädchen durch die trostlose masurische Fläche. In einer Kreisstadt nehmen sie Beide Aufenthalt, um Einkäufe zu machen. Der Graf ist sehr reich und sehr nobel, er stattet seine zukünftige Gemahlin wie eine Fürstin aus mit Allem, was nur die Ideale eines jungen Mädchens ausmacht, dann setzen sie die Reise fort, das Land wird malerischer, aber noch schwermüthiger im Osten, von ferne ragen die finsteren Karpathenriesen in die endlose Schneefläche, Dörfer, von weißen schimmernden Wällen umgeben, verkrüppelte Weidenbäume stehen am Wege, Raben segeln langsam durch den weißen Himmel, und hie und da schießt ein kleiner Bauernschlitten, mit zwei mageren Pferden bespannt, vorbei.

Endlich ist die Station da, an welcher der Mandatar des Grafen das junge Paar mit dem feurigen Viergespann erwartet, das sie, kaum weniger schnell als das Dampfroß, an das Ziel bringt.

In dem Hofe des alten Starostenschlosses steht die zahlreiche Dienerschaft zum Empfange der Herrschaft bereit, ein donnerndes Vivat! begrüßt die künftige Herrin, welche lächelnd dankt. Als sie die düsteren gewölbten Gänge, die weiten Säle betritt, will die schöne Fanny zwar ein seltsames Bangen beschleichen, aber sie läßt es nicht aufkommen. Noch zwei Stunden, und ihr höchster Wunsch ist erfüllt.

Sie macht die Braut-Toilette, bei der ihr eine halb lächerliche, halb unheimliche Alte mit zahnlosem Munde und einer Eulennase hilft. In dem Augenblicke, wo sie den Myrthenkranz auf die dunklen Flechten drückt, ertönt die Glocke, welche zur Trauung ladet. Der Graf selbst, in voller Uniform, führt die Schneiderstochter in die Schloßkapelle, wo der Priester, dann der Mandatar und der Castellan des Grafen als Zeugen, und die Dienerschaft in prunkenden Livreen das schöne, junge Paar erwarten.

Nach vollzogener Trauung wird in der Sacristei der Trauschein ausgestellt und unterzeichnet, ein Diener reitet zur Station, und ein Telegramm in Chiffern benachrichtigt die Eltern, daß der Husar sein Wort gelöst und Fanny Löwenfuß Gräfin Faniska W......... ist.

Die Neuvermählten nehmen hierauf ein kleines Diner in Gesellschaft des Mandatars, des Castellans und des Priesters, der Champagner sorgt für die Heiterkeit und zuletzt kniet der Graf plötzlich vor seiner jungen schönen

Gemahlin nieder, raubt ihr kühn den weißen Atlasschuh vom Fuße und trinkt daraus auf ihr Wohl.

Die Nacht bricht an, eine echt polnische Hochzeitsnacht. Eben hat Faniska ihre einer Sultanin würdige Toilette beendet und betrachtet sich mit stolzer Genugthuung in dem riesigen Wandspiegel. Eine weiße Atlasschleppe fließt wie Mondlicht an ihr hinab, eine halb offene Kazabaika von feuriggrünem Sammet mit kostbarem Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, verhüllt ihre jungfräulich üppige Büste und ihre classischen Arme, nur um sie bei der geringsten Bewegung um so verführerischer erscheinen zu lassen, während die offene Fluth ihrer dunklen Haare, in denen da und dort Diamanten gleich blitzenden Tropfen hängen, über den Nacken herabstürzt und seltsam in dem schneeweißen Pelzwerk spielt. Der Graf erscheint in einem Schlafrocke von rothem Sammet mit Zobelpelz, sein Wink entfernt die Alte, welche seine Göttin bedient hat und er liegt jetzt gleich einem Sklaven zu den Füßen seines jungen schönen Weibes, bis dessen Arme ihn emporziehen an die wogende Brust — da erschreckt ein Ton, den sie nie gehört, ein wildes Geheul die liebende Frau in ihrer höchsten Seligkeit.

„Was ist das?“ fragt sie bebend.

Der Graf tritt schweigend an das Fenster, sie folgt ihm und blickt, ihn umschlingend, halb ängstlich, halb neu=

gierig in die Nacht hinaus, große leuchtende Punkte bewegen sich paarweise in dem Park zu ihren Füßen.

„Sind es Irrlichter?“ flüstert Faniska.

„Nein, mein Kind, es sind Wölfe,“ erwiedert der Graf, er holt die Doppelflinte, ladet sie und tritt auf den beschneiten Balkon. Das schöne Weib zieht den Pelz fester über der Brust zusammen und folgt ihm. „Willst Du schießen?“ fragt der Graf leise. Sie nickt. „Ziele auf das erste beste Paar der leuchtenden Punkte, die Du siehst,“ erklärt er, „es sind die Augen der liebenswürdigen Bestien,“ reicht ihr die Flinte und richtet das Rohr.

„So — hältst Du gerade hin?“

„Ja.“

„So drücke los.“

Ein Blitz, ein Schuß knallt, den das Echo der Berge vierfach wiedergiebt, und ein Paar der unheimlichen Lichter ist verschwunden.

Nun schießt der Graf. Die Leute sind wach geworden, vertreiben mit Fackeln und Geschrei die Wölfe und legen zwei riesige Thiere der jungen Herrin zu Füßen, die Beute einer polnischen Hochzeitsnacht.

Und die Tage, die nun folgen, gleichen dieser Nacht. Der Graf zeigt sich als der galanteste Gatte, als Ritter, als Sklave seiner Gemahlin, welche sich in dem melancholischen Schloß bald vollkommen heimisch fühlt, sie reitet, kutschirt, raucht, schießt, liest französische Romane und prügelt

ihre Leute trotz einer polnischen Edelfrau. Im Laufe der Jahre schenkt sie dem Grafen zwei Kinder, welcher sich darüber recht glücklich zeigt, aber, wie jeder Ehemann, immer kühler, bequemer und nachlässiger wird. Von Zeit zu Zeit verläßt er sein Schloß, um in der Hauptstadt seine Angelegenheiten zu ordnen, und die Pausen, welche er zwischen diesen Ausflügen macht, werden immer größer. Faniska fühlt, daß ihr Gatte sie satt hat, es schmerzt sie, aber sie läßt es ihn nicht merken, sie bleibt sich immer gleich. —

Da bleibt der Graf endlich vollständig aus; zuerst schreibt er noch, dann bekömmt die arme weinende Frau in ihrer schwermüthigen Einsamkeit nicht einmal Briefe von ihm. Das Geld, das sie und die Kinder brauchen, sendet der Advokat.

Sie muthmaßt, hofft und zweifelt, leidet und weint mehr als ein Jahr, dann ist sie plötzlich in der Hauptstadt und steht unerwartet in seinem Zimmer. Es kommt zu peinlichen Auseinandersetzungen, der Graf erklärt endlich, er liebe sie nicht mehr, er könne nicht mehr mit ihr leben.

Sie will ihm den Prozeß machen und übergiebt ihre Angelegenheit einem Advokaten von Ruf. Der Graf leugnet jedoch, daß sie seine Frau sei. Sie producirt den Trauschein, und der infamste Betrug kommt an den Tag; ein vertrauter Diener des Grafen hat die Rolle des Priesters gespielt, und die schöne Schneiders-

tochter ist in der That nur die Geliebte des Grafen gewesen und ihre Kinder sind Bastarde.

Zu spät sieht das brave Bürgermädchen, daß sie es war, die eine Mesalliance eingegangen ist. Die Eltern wollen nichts von ihr wissen, und zuletzt zeigt es sich noch, daß der Graf, lange ehe er sie kennen lernte, bereits verheirathet war und nur mit seiner Frau nicht lebte.

Fanny wendet sich an die Polizei, sie will die Gerichte in Anspruch nehmen, aber man widerräth ihr eine Criminalklage; wohin soll dieselbe auch führen, zur Bestrafung des frechen Verführers allerdings, aber auch zum vollkommenen Ruin der Betrogenen.

Ihr Advokat vermittelte endlich einen für Fanny günstigen Vergleich zwischen den beiden Parteien, den sie um ihrer Kinder willen annimmt. Der Graf zahlt ihr eine bedeutende Summe und giebt ihr das düstere Schloß zur Wohnung. Sie kehrt zurück mit gebrochenem Herzen. Fortan lebt sie einsam, eine finstere Menschenfeindin, eine wilde Despotin.

Von Zeit zu Zeit geschieht es, daß einem Fremden, der die Karpathen durchstreift, ein dämonisch schönes, bleiches Weib im düster prächtigen Zobelpelz begegnet, im Hochwald, die Flinte auf der Schulter, oder, wenn es Winter ist, im Schlitten, die schäumenden Pferde zu Tode hetzend, während das Glöckchen kläglich wimmert, um zuletzt in der Ferne wehmüthig zu verhallen, wie das Weinen eines einsamen, verlassenen Menschenherzens.

6.

Eine militärische Diebsbande.

Es war im Winter 185*, die Kremsierer Verfassung war aufgehoben, die Bach'sche Reaktion und die Militärherrschaft in ihrer vollsten Blüthe. Um gegen jede noch so leise Regung des nationalen Bewußtseins in Böhmen und insbesondere in dessen Hauptstadt gerüstet zu sein, lagen vorzugsweise italienische und ungarische Regimenter im Lande und in Prag in Garnison.

Eines Tages geschah es, daß ein reicher Kaufmann in der Prager Polizeidirektion, damals Stadthauptmannschaft genannt, erschien und die Meldung erstattete, daß ihm auf dem Wege vom Altstädter Ring zum Bahnhofe, als er einen Freund von Wien erwartete, unbemerkt seine kostbare goldene Uhr gestohlen worden sei. Da Diebstähle in einer großen Stadt nichts Seltenes sind, wurde dem Falle keine weitere Bedeutung beigelegt, trotzdem aber selbst-

verständlich jedes der Polizei zu Gebote stehende Mittel angewendet, eine genaue Beschreibung der gestohlenen Uhr an das Versatzamt, sämmtliche Trödler, Uhrmacher und Juweliere versendet, jedoch vergebens, da dieselbe weder verpfändet, noch verkauft wurde.

In den nächsten Tagen mehrten sich jedoch die Anzeigen von gestohlenen Uhren in so auffallender Weise, daß ein Zusammenhang aller dieser Diebstähle angenommen werden mußte. Und von Tag zu Tag stieg die Frechheit der Diebe und die Beunruhigung des besitzenden Theiles der Prager Bevölkerung, bis endlich der Uhrendiebstahl eine cause celèbre wurde und die allgemeine Stimmung beiläufig jenen erregten Charakter bekam, wie zur Zeit der Zopfabschneider, wo sich Niemand mehr ohne Begleitung Abends auf die Straße wagte. Es konnte bald kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß dieser Uhrendiebstahl en gros von einer zahlreichen, wohlorganisirten und trefflich geübten Diebsbande nach einem wohlerwogenen Plane systematisch betrieben wurde. Alle bisher bekannt gewordenen Uhrendiebstähle waren zu derselben Zeit, zwischen fünf und sieben Uhr Nachmittag, also in der Dämmerung und dem Abenddunkel, in den belebtesten Gassen der Stadt, und zwar in nächster Nähe der Polizeidirektion, in der Neuen Allee, auf dem Graben, in der Zeltnergasse, auf dem Altstädter Ring und in der Jesuitengasse mit beispielloser Kühnheit verübt worden.

Alle Vorsichtsmaßregeln der Uhrenbesitzer erwiesen sich als ebenso fruchtlos, wie die scharfsinnigsten Vorkehrungen der Polizeibehörde. Nie gelang es, einen der Diebe nur bei seiner Manipulation zu ertappen, geschweige denn zu verhaften, sie schienen unsichtbar, wie jener furchtbare Goldschmied, der lange Zeit Paris mit seinem kleinen Dolche in Schrecken erhielt.

Endlich fiel etwas Licht in die Sache, freilich ein sehr unerwartetes und zugleich höchst unwillkommenes.

Eine Dame, dicht verschleiert, nach ihrer exquisiten Toilette zu schließen den höchsten Ständen angehörig, verlangte eines Abends den Polizeidirektor zu sprechen. Man führte sie zu ihm und sie überraschte ihn mit der Mittheilung, daß ihr soeben in der Nähe des Hotels zum blauen Stern ihre kostbare, mit Diamanten besetzte Uhr abhanden gekommen sei. Da sich in dem Augenblicke in ihrer Nähe Niemand Anderer befand als zwei Soldaten, konnte sie nicht zweifeln, daß diese die Diebe gewesen.

Als sie ihre Aussage zu Protokoll bringen sollte, verwickelte sie sich in Widersprüche und weigerte sich sogar, ihren Namen zu nennen. Erst als ihr kein Ausweg mehr blieb, entschleierte sie sich und der Polizeidirektor erkannte eine reizende junge Frau, welche sonst nur in dem Olymp einer Loge oder einer Equipage zu sehen war, deren Fuß so gut wie nie die Straßensteine betrat und am wenigsten zu solcher Stunde.

Ihre Furcht vor einer unangenehmen Scene mit ihrem Gemahl ließ nicht schwer errathen, daß die als galant bekannte Dame eben von einem Rendezvous mit einem ihrer Anbeter gekommen und sehr peinlich davon berührt war, daß ihre Anwesenheit auf der Straße, zu einer Zeit, wo ihr Gatte sie zu Hause glaubte, behördlich konstatirt werden sollte. Andererseits war sie jedoch dadurch, daß die Uhr ein Geschenk ihres Mannes war, das sie eben erst zu ihrem Geburtstage erhalten hatte, gleichfalls in Gefahr, verrathen zu werden, sobald er den Abgang derselben bemerkte, und nur dies allein hatte sie zu dem heroischen Entschluß bestimmen können, die Hilfe der Polizei aufzusuchen.

Der Polizeidirektor versicherte sie seiner vollkommenen Diskretion, worauf sie ein wenig beruhigt davon rauschte. Er selbst fuhr auf der Stelle zum kommandirenden General und traf ihn, von einem glücklichen Zufall begünstigt, zu Hause.

„Nun, was bringen Sie mir zu so ungewohnter Stunde?“ rief der General, ein Aristokrat und Soldat vom reinsten Wasser, dem Polizeidirektor entgegen, „doch nichts Schlimmes?“

„Mindestens nichts Gutes, Excellenz,“ sagte der Stadthauptmann. „Sie werden von den Uhrendiebstählen, welche die Prager Bevölkerung seit etwa zwei Wochen beunruhigen, wohl gehört haben?“

„Allerdings, aber was soll ich damit, halten Sie mich

etwa für den Chef der kecken Diebsbande?" lachte der Kommandirende.

„Leider schlägt die Sache ein wenig in Ihr Ressort, Excellenz," sagte der Polizei-Chef, „denn so sehr sich mein Gefühl dagegen sträubt es auszusprechen, muß ich Ihnen doch die für mich höchst peinliche Eröffnung machen, daß wir die Diebe unter Ihren Soldaten zu suchen haben."

„Unsinn!" brach der Kommandirende los, „wie können Sie mir so etwas im Ernste mittheilen oder selbst nur einen Augenblick daran glauben? Lächerlich! Meine Soldaten!" —

„Aber ich muß doch daran glauben, Excellenz," entgegnete der Polizeidirektor, „da eine Anzeige vorliegt."

„Eine Anzeige? von wem? gegen wen? gegen einen Soldaten?" schrie der General, „gewiß hat so ein infamer Czeche diese Anzeige gemacht in der Absicht, das Militär und damit die k. k. Regierung herabzusetzen, denn wer hat den Thron und die Monarchie gerettet? wir, die Armee, deshalb haßt man uns, und da man es nicht offen wagt, sucht man uns hinterrücks zu schmähen, indem man uns Diebstähle andichtet, welche am Ende nur von böswilligen Feinden der Ordnung verübt worden sind, um dann den Verdacht auf k. k. Soldaten werfen zu können. Ich wette, daß nur Civilisten die Thäter sind, nur Civilisten können stehlen, aber Soldaten niemals. Wir haben die Monarchie

gerettet —" und so weiter Säbelgerassel mit Grazie in infinitum.

„Ich denke, Excellenz," sagte der Stadthauptmann, welcher die Cechen, soweit es seine Stellung und Amtspflicht erlaubte, in Schutz zu nehmen liebte, „daß gerade diese „infamen Cechen" die Monarchie gerettet haben."

„Wie?" brauste der Kommandirende herein, „Sie wagen es, mir so etwas zu sagen?"

„Gewiß," fuhr der Polizei-Chef ruhig fort, „haben nicht diese „infamen Cechen," indem sie eine Deputation an den Fürsten Windischgrätz entsendeten, welche für die Ruhe von Prag, sowie von Böhmen bürgte, es möglich gemacht, alle Truppen zuerst nach Wien und dann nach Ungarn zu ziehen? Wer hat am meisten vor Wien und auf den Schlachtfeldern Ungarns für die Monarchie geblutet? wieder die Cechen. Wer hat sich den zu den Rebellen desertirten Husaren mit bewaffneter Hand entgegengestellt? wieder die cechische Nationalgarde. Aber dies Alles will man jetzt vergessen."

„Nun, ich gebe zu," sagte der Kommandirende ein wenig sanfter, „daß die Cechen im Allgemeinen mehr Opfermuth und Tapferkeit bewiesen haben, als z. B. die Deutschen, aber deshalb lasse ich mir doch nicht weiß machen, daß meine Soldaten stehlen."

„Excellenz, es ist ein Zeuge da —"



„Ein Zeuge? was für ein Zeuge? gewiß einer aus der Aula, oder ein Journalist, oder ein Jude —“

„Nein, Excellenz, eine Dame aus den besten Ständen.“

„Wer ist sie?“

„Ich darf sie nicht nennen.“

„Wie soll ich ihr dann Glauben schenken?“ schloß der Held der Reaktion siegreich, „bringen Sie mir diese Dame oder andere glaubwürdige Zeugen, dann will ich binnen vierundzwanzig Stunden Ordnung machen, aber bis dahin empfehle ich mich Ihnen bestens.“

Der Polizeidirektor ließ hierauf die schöne Frau zu sich bitten und suchte sie zu bewegen, vor dem kommandirenden General Zeugniß abzulegen. Sie beschwor ihn dagegen unter Thränen, die ganze Sache fallen zu lassen. Sie wolle lieber auf die Uhr verzichten, als in solcher Weise vor ihrem Manne kompromittirt werden.

Zu rechter Zeit kam, während sie sich noch in der Kanzlei des Stadthauptmannes befand, ein Kommis aus einer Buchhandlung, der zum Glück auch nicht im Entferntesten ein Ceche, sondern ein gemüthlicher Sachse war, und zeigte an, daß ihm in der Nähe der Tempsky'schen Buchhandlung die Uhr gestohlen worden sei, und zwar von einem ungarischen Soldaten.

„Irren Sie sich nicht?“ fragte der Polizeidirektor, der einen ganz besonderen Werth darauf legte, dem Komman=

direnden gegenüber zu konstatiren, daß nicht blos Civilisten stehlen, sondern hie und da auch Soldaten.

„Herrje," sagte der gemüthliche Sachse, „wie soll ich mich irren, es war ja ein ganzer Rudel von diesen Leuten mit den mageren Beenen um mich, als ich auf die Uhr sah, und gleich darauf vermißte ich sie."

„Gut, dann begleiten Sie mich zum Kommandirenden."

„Sehr wohl."

Wer beschreibt die heilige Entrüstung des Generals, da nun wirklich ein Zeuge vor ihm stand, kein Ceche, kein Student, kein Journalist, sondern ein ehrsamer Buchhändler und gemüthlicher Sachse.

„Ich kann es nicht glauben," sagte er, das Zimmer mit großen Schritten durchmessend, bei Seite zu dem Polizeidirektor, „übrigens sind die Buchhändler alle Demokraten, und der da trägt einen rothen Bart, ist also höchst bedenklich."

„Aber Excellenz, wie soll er einen schwarzen Bart tragen, wenn ihm keiner wächst," spottete der Polizeidirektor.

„Werde die Kaserne visitiren lassen," brummte der General, „wenn aber nichts gefunden wird, wie ich voraussetze, will ich von der ganzen Geschichte nichts mehr hören."

Wirklich wurde in der Kaserne des ungarischen Regiments Visitation gehalten und nichts Verdächtiges entdeckt.

Als sich in den nächsten Tagen die Uhrendiebstähle wieder mehrten, kam einer der jungen Beamten der Polizei



zu dem Chef und bot sich an, der Sache in kurzer Zeit auf die Spur zu kommen, wenn man ihm die nöthigen Mittel zur Disposition stelle. Der Beamte war ein Czeche und war im Jahre 1849 Offizier gewesen, obwohl von auffallend kleiner Statur, die ihm von Seite seiner Kollegen manchen Spott eintrug — unter Anderem nannten sie ihn seit Aufhebung der Grenadiere nicht anders als den „letzten Grenadier" — hatte er eine seltene Energie und Kühnheit, die er mehr als einmal bei Streifungen in der Umgebung von Prag bewiesen hatte. Er war mit Leib und Seele Polizeibeamter und der gefährlichste Verfolger der Prager Gauner, deren Physiognomie, Vorleben, Schlupfwinkel und Praxis er auf das Genaueste kannte.

„Nun, was verlangen Sie also?" fragte der Chef.

„Nichts weiter als zehn Agenten, zehn Polizeisoldaten in Civil und ebensoviele in Uniform und dann zehn Uhren, nein eilf, denn ich möchte die meine nicht unnöthig auf dem Altare des Vaterlandes opfern. Also eilf Tombackuhren, stark vergoldet, damit ihr Glanz die Kerle gehörig antreibt."

„Sehr gut, dies Alles sollen Sie haben," erwiederte der Polizeidirektor, „aber seien Sie vorsichtig, vergessen Sie nicht, daß die Diebe wahrscheinlich auf Kosten des k. k. Aerars wohl bewaffnet sind. Es thäte mir leid, wenn Ihnen etwas zustoßen würde."

„Werde nicht ermangeln," sagte der kleine Polizeibeamte.

Vor Einbruch der Dämmerung waren die Leute, die er verlangt hatte, in der Wachtstube der Militärpolizeiwache bereit. Der kleine Gauner-Alba trat unter sie und ertheilte ihnen seine Instruktionen, versah die zehn Polizeisoldaten im Civile mit den zehn Tombackuhren, während er selbst die eilfte nahm, und dann setzte sich die originelle Expedition in Bewegung, je zwei und zwei, ein Agent und ein Polizeisoldat brüderlich vereint, Cigarren rauchend, neugebügelte glänzende Cylinder auf den Köpfen, elegante Spazierstöckchen in den Händen, kurz allem Anschein nach mindestens Kommis oder elegante Kellner.

Die Polizeisoldaten in Uniform patrouillirten in den gefährlichen Straßen, die verkleideten Kameraden stets im Auge, welche sich unbefangen in den Menschenstrom auf dem Trottoir mischten, je ein Polizeisoldat im Civile, der mit einer Nachlässigkeit, welche keiner der Vorübergehenden begriff, seine Tombackkette auf der Weste blitzen ließ und vor jeder hübschen Auslage stehen blieb, wenige Schritte hinter ihm der ihm zugetheilte Agent, stets bereit, ihm zu Hilfe zu springen.

Der kleine Polizeibeamte selbst hatte sich eine hübsche junge Dame aus der Demimonde bestellt, welche bis zur Unkenntlichkeit verschleiert in ihrem bei einem Kürschner eigens zu diesem Zwecke ausgeliehenen kostbaren Marderpelz mindestens für eine Gräfin gelten konnte. Er führte sie galant am Arme und plauderte sorglos mit ihr, während



seine Uhrkette einladend glänzte. Vier Schritte hinter ihm gingen zwei Agenten, seines Winkes gewärtig.

Schon war der Gauner-Alba mehrmals den Graben auf- und abgegangen, ohne daß sich ein zärtlicher Freund für seine Uhr finden wollte; kannte man ihn trotz seiner blauen Brille und seiner semmelblonden Perrücke, die er vom Theaterfriseur ausgeliehen hatte?

Jetzt blieb er vor einer glänzend erleuchteten Auslage stehen und schien sich mit seiner eleganten Begleiterin ganz der Bewunderung der prachtvollen Schmuckgegenstände hinzugeben. Zwei Schritte hinter ihm beschäftigten sich die beiden Agenten damit, sich gegenseitig frische Cigarren anzuzünden.

Sie sahen, daß zwei ungarische Soldaten gleichfalls vor dem Juwelierladen stehen blieben und, das Gedränge benützend, immer näher an den semmelblonden Herrn mit der schönen Uhr heranrückten.

Plötzlich sagte der kleine Polizeibeamte sehr laut, aber ohne sich nur einen Augenblick zu bewegen, gleichsam im Gespräche mit seiner Begleiterin, cechisch: „Jetzt hat er die Hand in meiner Tasche."

„Welcher?" fragte einer der Agenten.

„Der rechts; er hat sie schon."

Wie der Blitz fuhren die beiden Agenten auf den Soldaten los, der rechts von dem Polizeibeamten stand,

der eine ergriff ihn beim Kragen, der zweite hatte seine Hand erfaßt, in der er noch die Tombackuhr hielt.

Der Diebstahl war konstatirt.

Im Nu waren jedoch andere Soldaten desselben Regiments zur Stelle und versuchten ihren Kameraden den Händen der Polizei zu entreißen. Vergebens zogen einige sogar ihre Säbel, der kleine Polizeibeamte hatte bereits sein Pfeifchen an den Mund gesetzt, ein gellender Pfiff ertönte und von allen Seiten eilten Polizeisoldaten in Uniform herbei. Ein Theil der Soldaten ergriff jetzt die Flucht, aber der Thäter und zwei seiner Genossen wurden verhaftet und auf die Altstädter Hauptwache gebracht.

Zwei Agenten machten in der Jesuitengasse einen gleich glücklichen Fang und so war die Existenz der militärischen Diebsbande zum höchsten Aerger des Kommandirenden zweifellos festgestellt.

Der kleine Polizeibeamte kam strahlend zu dem Stadthauptmann, welcher es sich nicht versagen konnte, dem General persönlich die Mittheilung zu machen, während der Held des Tages mit seinen Leuten zur Kaserne des Regiments ging und dieselbe mit einem Netz von Agenten und Polizeisoldaten in Civil umgab.

Als die Nacht anbrach, kam ein ungarischer Jude, der mit allem Möglichen Handel trieb, passirte anstandslos die Kette und wechselte mit einigen Soldaten, welche ihn vor der Kaserne zu erwarten schienen, einige Worte und eilte

dann gleich davon, auf dem Rückwege fiel er jedoch der Polizei in die Hände, welche ihn triumphirend einführte.

Man fand in der Wohnung des Juden, welche sofort durchsucht wurde, noch sieben Stück der gestohlenen Uhren, die anderen hatte er durch seine Tochter bereits nach Ungarn spedirt, wo er sie, ohne Verdacht zu erregen, verkaufen konnte.

Selbstverständlich wurden die Schuldigen bestraft und das Regiment, dem die raffinirte Diebsbande angehört hatte, zur italienischen Armee transferirt; der Kommandirende aber hütete sich in Zukunft wohl, vor dem Polizeidirektor mit der „Rettung der Monarchie“ und dergleichen beliebten militärischen Redensarten der Bach'schen Zeit zu bramarbasiren.

7.

Onze et demie.

Ein ganz besonders interessantes Terrain und Jagdgebiet, vorzüglich für die höhere Polizei, haben seit jeher die böhmischen Bäder mit ihrem Weltleben abgegeben; in erster Linie Karlsbad, Teplitz, Marienbad und Franzensbad. Unter den Tausenden, welche hier jährlich Heilung oder Erholung, nicht selten auch nur Vergnügen und Zerstreuung suchen und finden, bewegen sich stets mit größerem oder geringerem Glück Individuen aus den gefährlichen Klassen der Gesellschaft, Schönheiten der Demimonde, problematische Fürsten und Marquisen, Abenteurer, Spieler, politische Agenten, gemischt mit gemeinen Schwindlern und Taschendieben. Alle Nationen, alle Stände sind vertreten und die Fülle von Typen und oft bizarren Eigenthümlichkeiten macht es dem Industrieritter jedes Genres hier viel leichter, das

Auge selbst des erfahrensten und gewitzigsten Polizeibeamten zu täuschen, als sonst irgendwo, und wäre es auch in Weltstädten wie Paris oder London, wo bei aller fieberhaften Lebhaftigkeit des Verkehrs und Massenhaftigkeit der Attentate gegen die öffentliche Sicherheit doch in dem Allen eine gewisse Einförmigkeit und Gesetzmäßigkeit herrscht. Vor Allem machen es die zahlreichen Gäste aus dem Osten, Polen, Russen, Moldauer, Wallachen, Griechen und selbst Ungarn sogar dem geübtesten Auge schwer, unter ihnen die falschen Kavaliere und Prinzen von den echten zu unterscheiden.

Allen diesen Nationen hat die Natur, trotz der oft niederen Civilisationsstufe ihrer Angehörigen, bei aller Wildheit, welche hie und da zu Tage tritt, eine auffallende Vornehmheit und Eleganz des Wesens und der Manieren verliehen, so daß die Behauptung durchaus nicht parador ist, daß man in der Regel, wenn man z. B. einen deutschen Grafen und einen polnischen Friseur neben einander sieht, den letzteren für den Kavalier und den ersteren für den Haarkünstler halten würde. Wenn es sich ein deutscher oder englischer Plebejer beifallen läßt, den Aristokraten zu spielen, wird man die Maske bald entdecken, während ein Abenteurer aus dem Osten zu dem usurpirten adeligen Namen und Rang stets die echten Allüren eines Blaublütigen mitbringt und daher die Polizei nicht weniger täuscht als die vornehme Gesellschaft selbst, welche ihn, trotz ihrem in der Regel so lebhaften, fein fühlenden

Instinkte, gewöhnlich als den Ihren anerkennen und ihm ihre Cirkel eröffnen wird.

In der Saison des Jahres 185* machte in einem großen böhmischen Bade ein junger polnischer Kavalier unbeschreibliches Aufsehen.

Er nannte sich Demetrius von W. und die Kurliste bezeichnete die Ukraine als seine Heimath. Man sprach von seinen ausgedehnten Gütern, welche den Umfang eines deutschen Königreiches hatten, seinem fabelhaften Reichthum, den er in einer beispiellosen Verschwendung zur Schau trug, jedoch noch bei weitem mehr von seinem wahrhaft fürstlichen Wesen und seiner außerordentlichen Schönheit. Mittelgroß, von vollendeter Proportion, zeigte seine Gestalt zugleich die Kraft und Elasticität des Tigers, um seine kleinen aristokratischen Hände und Füße konnte ihn jede Dame beneiden. Sein Gesicht hatte in dem feinen Schnitt, dem zarten, rosig angehauchten Teint etwas weiblich Bezauberndes, das durch blauschwarze Locken und einen kurzgeschnittenen, sanft gekraustenschwarzen Vollbart nicht wenig gehoben wurde. Das Berückendste an ihm waren indeß seine Augen, diese großen, dunklen Augen, welche so mädchenhaft schmachten und schwärmen, so blitzartig drohen und niederschmettern und so empörend höhnisch lächeln konnten.

Er war erst vierzehn Tage anwesend und schon zu dem die ganze Männerwelt verdunkelnden Idol aller Damen des Bades geworden; die kältesten Britinnen, Schwedinnen

und Russinnen glühten ebenso heftig für ihn, wie die leidenschaftlichsten, heißblütigsten Südländerinnen. Er indeß schien alle diese Blicke, welche ihn andächtig anbeteten, zärtlich lockten oder kokett herausforderten, nicht zu bemerken. Man sah ihn nur in Herrengesellschaft. Ein paar elegante Offiziere verschiedener Armeen und einige junge Lords, Marquis, Grafen und Bojaren bildeten den beglückten Kreis, in welchem dieser seltene Stern leuchtete.

Täglich sah man ihn mit seinen Freunden, die ihm wie ein aufmerksames unterthäniges Gefolge seinem jungen Herrscher folgten, über die Promenade gehen, jede Nacht in einem Kaffeehause Bank geben. Das Spiel, und zwar das Hazardspiel, schien seine einzige Passion und Beschäftigung.

Je weniger er sich jedoch um die Frauen kümmerte, um so mehr kümmerten sich die Frauen um ihn, und als eines Tages von Mund zu Mund die pikante Kunde ging, der schöne Pole habe sich in Folge eines Streites, der am Spieltische entstanden sei, mit einem wallachischen Prinzen duellirt und denselben verwundet, stieg das Interesse all' der unbeachteten Schönen, all' der verschmähten Messalinen an ihm auf das Höchste.

Unter den eleganten Frauen des Bades fiel am meisten eine junge Baronin aus Prag auf, welche die Promenade stets an dem Arme ihres bedeutend älteren, aber interessanten und geistvollen Gemahls besuchte. Sie war seit

Kurzem erst vermählt und schien an dem Manne ihrer Wahl mit großer Zärtlichkeit zu hängen.

Die junge Dame, welche wir Baronin Rosa von Kronstein nennen wollen, zeigte, einer ziemlich unverfälschten cechischen Adelsfamilie entstammend, alle pikanten Reize echt slavischer Race, eine schöne Gestalt, üppige Formen, prachtvolles dunkles Haar, blendend schöne Zähne, große gebieterische, schwarz bewimperte blaue Augen und die energischen Züge einer Amazone. Sie erregte in nicht geringerem Grade die Bewunderung der Männer, als der schöne Pole jene der Frauen.

Wie in jedem Verhältnisse, jeder Ehe, gab es bald auch zwischen den beiden Gatten zuerst kleine Mißverständnisse und Störungen, dann anhaltende Verstimmungen; als die reizende Baronin, welche bisher ausschließlich auf ihren Mann angewiesen war, sich an eine etwas abenteuerliche und emancipirte, aber amusante Dame aus Petersburg schloß, wurde die Kluft noch größer und endlich sah sich die junge unerfahrene Frau auf jenem Punkte angelangt, wo ein jedes weibliche Herz zu fragen beginnt, ob es denn auch wirklich geliebt wird, so geliebt, wie es der weibliche Stolz wünscht und verlangt.

In dieser Stimmung, welche gewöhnlich der Krisis einer Ehe vorangeht, sonderte sich Baronin Kronstein mehr und mehr von ihrem Manne ab, der seinerseits sich dem Spielklub des schönen Polen anschloß, und unternahm nicht

selten größere Spaziergänge in Gesellschaft der unternehmenden Russin, welche einen Männerhut und einen großen Stock trug und Cigarren rauchte, trotz einem Husaren.

Einmal geschah es aber, daß der Stock und vielleicht auch der Muth der Emancipirten doch nicht ganz ausreichen wollte. Die beiden Damen wurden nämlich, als sie den Weidenzaun eines Bauerngehöftes passirten, von einem großen Hunde, jener wolfsartigen Race, die keinen Spaß versteht, angefallen. Vergebens schrie die tapfere Nihilistin und focht mit ihrem Stocke in der Luft umher, dies Alles schien das wilde Thier nur noch mehr zu reizen, und es blieb den beiden Schönen nichts übrig, als den Rücken an den Zaun gelehnt und von ihrem Gegner mit gefletschten Zähnen und leuchtenden Augen bewacht, zu warten, bis Hilfe käme.

Ein böser Zufall wollte, daß diese in Gestalt des schönen Polen kam, welcher es gleichfalls liebte, allein auf Bergen und in Wäldern herumzustreichen. Er verscheuchte den Hund und befreite die Damen aus ihrer peinlichen Lage.

Der Anknüpfungspunkt war gegeben und wurde von beiden Seiten mit einer gewissen Lebhaftigkeit, ja Hast ergriffen. Die beiden reizenden Frauen dankten ihrem Retter und dieser bat um die Gunst, sie auch weiter auf ihrem Spaziergange beschützen zu dürfen.

Am folgenden Tage machte der schöne Pole der Baronin seine Aufwartung und fortan sah man ihn, mit

Ausnahme des Abends, wo er im Kaffeehause Bank gab, beinahe nur in Gesellschaft der beiden interessanten Frauen. Das Sprichwort: „Glück im Spiele, Unglück in der Liebe“ schien diesmal in den Augen der ganzen Badegesellschaft gründlich Lügen gestraft, denn der Pole hatte ein fabelhaftes Glück im Spiele, er gewann immer, und anderseits zweifelte bald Niemand mehr daran, daß er die schöne junge Frau erobert habe.

In der That war sie die erste und einzige Dame, der er in dem Badeorte den Hof machte, und sie nahm seine Huldigungen mit einer lächelnden Aufmerksamkeit und einer dankbaren Vertraulichkeit entgegen, welche ganz darnach angethan war, den Verdacht zu nähren und zu bestätigen.

Eines Abends, der winterlich graue Himmel hatte seit mehreren Tagen alle seine Schleußen geöffnet und der Regen klatschte monoton an die Fenster, saß der schöne Pole mit der Baronin und der emancipirten Russin in dem eleganten kleinen Salon der Letzteren und drehte den beiden Schönen Cigaretten, was er ganz besonders elegant zu machen verstand. Da sagte plötzlich die Russin: „Aber was werden wir heute anfangen? An einen Spaziergang ist nicht zu denken.“

„Darf ich Ihnen ein kleines Spiel vorschlagen?“ sprach der Pole schüchtern, mit einem seltsamen Blick.

„Ein Hazardspiel?“ rief die Russin, „warum nicht?“

„Ich habe noch nie gespielt," murmelte die Baronin, „ja, ich habe Angst, die Karten zu berühren."

„Es kommt nur auf einen Versuch an," erwiederte der Pole und zog zwei Spiele neuer französischer Karten aus der Brust hervor. „Wer gibt Bank?"

„Sie natürlich," sagte die Russin.

„Wenn die Damen einverstanden sind, spielen wir onze et demie," begann der Pole, indem er die Karten mischte.

„Mir klopft das Herz, als sollte ich das größte Unrecht begehen," flüsterte die Baronin.

Das Spiel begann und diesmal behielt das Sprüchwort Recht. Der Pole verlor beinahe unaufhörlich, oder war er nur so galant, die beiden Damen gewinnen zu lassen? Fast schien es so, denn sein beispielloses Unglück zwang ihm nur ein stereotypes spöttisches Lächeln ab. Er verlor mit einer Art Freude und sah sorglos seine Goldstücke zu den beiden Schönen hinüberrollen, welche von den Wechselfällen des Spieles immer mehr angezogen und gefesselt, endlich mit hochgerötheten Wangen und unheimlich lodernden Augen ihre Karten verlangten, nahmen und nachdem sie gleich alten Spielern lange gustirt, auflegten. Es entging ihnen vollkommen, daß der Sieg eigentlich dem Polen gehörte.

Als die Baronin Kronstein an seinem Arme das Haus ihrer Freundin verließ, um ihre Wohnung aufzusuchen, war

die junge reizende Frau bereits zur leidenschaftlichen Spielerin geworden. Sie ließ es geschehen, daß der Pole ihre Hand drückte, daß er sie beim Abschied wiederholt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit küßte, sie schien nur darum bekümmert, ob er ja gewiß am nächsten Tage wiederkommen werde, um das Spiel fortzusetzen. Sie ahnte nicht, daß sie damit in den Augen des schönen seltsamen Mannes einen neuen, geradezu unwiderstehlichen Reiz bekam.

Er liebte das Spiel so dämonisch, daß das schöne Weib in seiner erwachenden Leidenschaft für dasselbe für ihn gerade denselben Zauber gewann, der für einen andern Mann darin liegt, eine Frau sich im Sattel schaukeln und ein Pferd peitschen oder mit dem Augenaufschlag einer Madonna beten zu sehen. Der Geschmack ist eben sehr verschieden.

Nach wenigen Tagen schon hatte der Pole seine Bank im Hause der Baronin etablirt und sie ebensogut wie ihren Gatten mit seinen magischen Schlingen umzogen. Es war ein vornehmer, aber ziemlich wüster Kreis abenteuerlicher Frauen in extravaganten Toiletten, aristokratischer Lebemänner und Offiziere, der sich in diesen, sonst so stillen behaglichen Räumen allabendlich versammelte.

Es gab nicht selten Streit, und Worte fielen dann, welche viel mehr an eine Matrosenkneipe oder Diebshöhle mahnten, als an einen Salon der guten Gesellschaft. Mit der jungen, vor Kurzem noch so harmlosen glücklichen Frau

ging eine ebenso tiefe als merkwürdige Veränderung vor sich, ihre Augen bekamen tiefe, dunkle Schatten, ihre Wangen wurden bleich, die sonst so ruhigen freundlichen, dominirenden Augen bekamen einen unstäten fieberhaften Glanz. Sie begann sich in helle Farben zu kleiden und gewöhnte sich das Erröthen immer mehr ab. Und sie fühlte, daß nur noch die Zurückhaltung des schönen Polen ihre Tugend aufrecht erhielt, er brauchte nur zu wollen und sie gehörte ihm.

Es kam die Stunde, wo der bezaubernde, hinreißende Mann zu ihren Füßen lag und süße Worte berauschender Beredtsamkeit flüsterte, und sie endlich, von einer bisher nicht gekannten, ja kaum geahnten Leidenschaft in sündhafte Wirbel fortgezogen, die Arme um ihn schlang und der erste Kuß ihre Lippen vereinte.

Diesmal rettete sie nur die Dazwischenkunft der Russin, welche, ihre Cigarre im Munde, die Reitpeitsche in der Hand, hereinstürmte. Morgen gehörte sie ihm, das sagte ihr das klopfende Herz, dem es vor dem Glücke, das ihm werden sollte, ahnungsvoll bangte. Aber sie hatte keine Macht mehr über sich.

Da geschah etwas, was alle seine Hoffnungen und alle seine Erwartungen mit einem Male über den Haufen warf.

Der gewohnte Kreis versammelte sich. Das Spiel begann.

Der Pole gab Bank, und war es, daß sein Dämon

ihn in dem Augenblicke, wo ihm das süßeste Glück der Liebe winkte, mehr als je an seinen Siegeswagen fesseln wollte, er gewann den ganzen Abend und Alle verloren, die Baronin nicht ausgenommen, ja sie mehr als alle Anderen. Ein unangenehmer Wortwechsel zwischen einem preußischen Rittmeister und einem österreichischen Major trieb die Spielgesellschaft früher als sonst auseinander. Baron Kronstein verließ mit den anderen Herren das Haus, bemüht, den Streit zu schlichten.

Die junge Frau blieb allein mit dem Manne, den sie liebte.

Er war entschlossen, diesmal die Gunst des Augenblicks zu nützen, er schlang seine Arme mit wilder Zärtlichkeit um das reizende Weib und bedeckte ihr Antlitz und ihre wogende Brust mit Küssen, aber sie blieb eisig kalt, mit einem Blicke, aus dem nur die Erregung der Selbstsucht, das Fieber der Gewinnsucht sprach, flüsterte sie ihm zu:

„Ich will mit Ihnen spielen!“

„Mit mir allein?“

„Ja. Fürchten Sie zu verlieren?“

Ihre Augen hafteten mit bitterem Hohn auf ihm.

„Nein!“ entgegnete er rasch. Der Stolz des Spielers erwachte. Schon saß er ihr gegenüber und das onze et demie begann von Neuem.

Diesmal gewann die Baronin, aber nicht lange, dann

wendete sich das Blatt und sie verlor und verlor immer wieder, und je mehr sie verlor, um so höher pointirte sie, um so wilder flog ihre Brust, um so dämonischer flammten ihre Augen, da — als sie ganz, mit Leib und Seele dem Spiele hingegeben, als sie für immer verloren schien — richtete sie sich mit einem Male stolz und gebieterisch auf und ein Blick ihrer großen Augen traf den schönen Polen, ein Blick, der ihn im Innersten erzittern machte.

„Was haben Sie?“ murmelte er.

„Sie haben genug mit mir gespielt,“ sagte sie schroff und abweichend, „es soll heute das letzte Mal sein.“

„Um Gottes Willen, was wandelt Sie an?“ rief der Pole aufspringend.

Sie begann entsetzlich zu lachen.

„Freilich bleibt Ihnen der Triumph,“ stieß sie mühsam hervor, „zugleich mit Ihren Karten mein Herz durchstochen zu haben.“

Der Pole wurde bis in die Lippen weiß und stürzte vor ihr auf die Kniee, aber sie lachte über seine Schwüre, seine Bitten, seine Verzweiflung und warf ihm mit unbeschreiblicher Verachtung das Geld, das er ihr abgewonnen hatte, vor die Füße.

Und er?

Als er Alles verloren sah bei dem schönen Weibe, das er mit wahnsinniger Leidenschaft liebte, raffte er die

Goldstücke zusammen und floh, von ihrem Lachen verfolgt, die Treppe hinab.

Sie blieb vernichtet in der Mitte des Zimmers stehen, dann ergriff sie die Karten, warf sie in den Kamin und zündete sie an. Während sie verkohlten und sie die letzten Fünkchen, die noch in denselben zitterten, mit unheimlicher Aufmerksamkeit beobachtete, trat ihr Mann ein, sie schrie auf, warf sich an seine Brust und weinte.

Er hatte sie wiedergewonnen, für immer, er wußte nicht wie.

Der schöne Pole wurde aber nicht lange nach der Katastrophe mit der Baronin Kronstein als falscher Spieler entlarvt und der verdienten Strafe zugeführt.

8.

Polizei und Gensdarmerie.

Das Institut der Gensdarmerie, welches heutzutage als ein in mehr als einer Beziehung nützliches und wohlthätiges bei der Bevölkerung Achtung, ja Sympathie genießt, war in seinen ersten Anfängen nichts weiter als ein mißglückter Versuch des österreichischen Militärstaates, wie alles Andere, auch die Polizei an sich zu reißen und in jenen Regionen, wo sich das Säbelgerassel ohnmächtig erwies, mittelst einer militärischen Inquisition zu dominiren und so die widerspenstigen Völker doppelt im Zaume zu halten.

Die Zeit nach der großen Bewegung von 1848 ließ sich ja bei uns in jeder Beziehung soldatisch an. Ein General kommandirte die äußere Politik, weshalb sollte nicht ein zweiter die Polizei exerciren und discipliniren.

Versuchte man doch sogar die Beamten durch Uniformen und Imitation der Abzeichen der Armee zu einem zweiten, oder eigentlich dritten Heere umzugestalten, denn als zweites trat die ecclesia militans mit ihren, der preußischen Mannszucht in nichts nachgebenden schwarzen Bataillonen unter die schwarzgelben Fahnen.

Und so trug denn sogar Themis statt der gewohnten Toga nach Umständen, d. h. je nach dem Charakter des Vergehens oder Verbrechens, das einen Einzelrichter oder ein Kollegium forderte, die Lieutenants-, Hauptmanns- oder Stabsoffiziers-Uniform. Die Wissenschaft sah mit einem Male als außerordentliche Professoren Majore, als ordentliche Oberste die Lehrkanzeln der Universität besteigen und Mathematik, Recht, Philosophie tradiren. Bajonette und türkische Militärmusik begleiteten bei der Frohnleichnamsprozession den Leib des Herrn, Bajonette den Priester auf dem Wege zum Sterbenden.

Folgerichtig mußte auch die Polizei militärisch organisirt werden, dachte man doch schon daran, die Studenten zu uniformiren, und die Damen begannen, dem Zeitgeiste huldigend, weiße Jacken mit schwarzen, rothen, blauen und grünen Aufschlägen zu tragen, so daß auch die Schönen Oesterreichs mit einem Male sich als eine und noch dazu sehr gefährliche und kampfgeübte Armee producirten.

Zuerst trennte man die Militärpolizei beinahe ganz von der civilen und lähmte so die Wirksamkeit der letz-

teren nicht wenig; dann schritt man zur Creirung der Gensdarmerie.

Man wählte zu diesem Korps aus den verschiedenen Regimentern die tadellosesten, geschicktesten und intelligentesten Leute, so daß das Material unstreitig gleich im ersten Augenblicke ein gutes und brauchbares war. Auch die Disciplin ließ nichts zu wünschen übrig. Sie hatte etwas von der strengen Zucht gewisser Mönchsorden, etwa der Gesellschaft Jesu.

Der Gensdarm mußte ausschließlich für sich und in seinem Berufe leben, jede freundlichere Beziehung mit dem Volke, ja mit dem Militär wurde bei ihm als Vergehen aufgefaßt, jede menschliche Schwäche erbarmungslos gestraft.

Ein Beispiel statt vieler. Der damalige Stadthauptmann von Prag kam auf einer Inspektionsreise, welche ihn jährlich in den Sommermonaten durch die wichtigsten Theile Böhmens führte, in ein kleines Städtchen im Erzgebirge und saß ungekannt und von Niemandem beachtet in einem Gasthause bei seinem Soupée. An einem Tische in der Nähe spielten drei Herren in Civile und der Wachtmeister der Gensdarmerie Whist, ein Spiel, das doch gewiß nicht zu den verpönten gehört. Der Wachtmeister, ein Mann mit grauem Kopf und Schnurrbart, sehr schön dekorirt, fragte bei Gelegenheit den Wirth um den Namen und Stand des eben angekommenen Fremden. Als er denselben vernahm, erhob er sich rasch, näherte sich dem

Stadthauptmann und nachdem er sich demselben vorgestellt hatte, bat er ihn mit sichtlicher Angst, zu vergessen, in welcher Situation er ihn gefunden habe.

„Aber Sie spielen doch ein sehr anständiges Spiel," sagte der Stadthauptmann, „und wie es scheint auch mit sehr anständigen Leuten."

„Das würde mich nicht entschuldigen," erwiederte der Wachtmeister, „obwohl die Herren, die Sie dort sehen, der Bezirksrichter, der Bürgermeister und ein sehr reicher Hausbesitzer sind und wir um sehr Geringes, wirklich nur um die Zeit zu tödten, spielen. Ich würde, wenn mein Oberst es erführe, mindestens degradirt und versetzt, wenn nicht in eine Strafkompagnie eingereiht"

Also es fehlte weder an Material noch an Disciplin, wie wir sehen, aber es fehlte an der intelligenten Leitung von Oben.

Im Dienste der Polizei, der Justiz und der Bezirkshauptmannschaften hätte die Gensdarmerie damals schon Hervorragendes leisten können, aber den Offizieren vom Lieutenant aufwärts und nun gar dem damaligen Chef der Polizei und Gensdarmerie, Baron Kempen, fehlte es nicht allein an der Erfahrung, welche im Polizeidienste unerläßlich ist, sondern sogar an der nöthigen Vorbildung. Kempen's traurige Rolle ist bekannt genug und gehört nur nebenbei hierher, aber dies Eine muß hervorgehoben werden, daß er seinem Vorgänger,

welcher zu Metternichs Zeit dieselben Dienste leistete, die er Bach leisten sollte, nämlich Sedlnitzki, weder an feiner sozialer Bildung und Lebensart, noch an natürlichem Geschick nur im Entferntesten gleichkam, denselben dagegen an Unwissenheit weit übertraf. Sein grenzenloses Mißtrauen, das er Jedermann, auch seinen Organen, ja diesen vielleicht am meisten, entgegenbrachte, entsprang nämlich aus dem Instinkte, daß ihn jeder seiner Amtsdiener und Gensdarmeriekorporale übersah und an Kenntnissen und Scharfblick übertraf.

Trotz dieser traurigen Leitung und diesem armseligen Chef leistete die Gensdarmerie doch in jenen Tagen schon hie und da Ueberraschendes, und insbesondere kam ihr die Loslösung von der übrigen Armee dort zu statten, wo es galt, flagrante Uebergriffe der letzteren in ihre Schranken zurückzuweisen.

Einige interessante Fälle aus Böhmen werden genügen, dies zu illustriren.

Bei Gelegenheit einer Koncentrirung der Truppen in der Nähe von Prag marschirte ein Husarenrittmeister mit seiner Eskadron auf der Kaiserstraße, ihr entgegen kam ein cechischer Bauer mit einem schwerbeladenen Wagen. Der Rittmeister hieß ihn ausweichen, aber der arme Teufel zerrte vergebens an den Strängen, die Pferde waren nicht im Stande, den Wagen aus dem Geleise, in dem er sich eingefahren hatte, herauszubringen. Da verlor der Ritt-

meister, ein echter Sohn des Jahres 1848, die Geduld, schimpfte den Bauer herunter und hieb ihn endlich mit der Reitpeitsche, und als der Bauer sich zur Wehre setzte, ließ er ihn von seinen Husaren ergreifen, auf der Stelle niederlegen und ihm eine wohlgezählte sogenannte kaiserliche Portion verabreichen.

Zum Unglück für den edlen Ritter der Pußta kam ein Gensdarm des Weges, wurde Zeuge der ungesetzlichen brutalen That und stellte den Rittmeister zur Rede. Dieser fuhr den Diener des Gesetzes derb an, aber als ihn der Gensdarm aufmerksam machte, daß er nur seine Pflicht thue und Widerstand gegen ein Organ des Staates den Rittmeister in eine noch schlimmere Lage bringen würde, nannte dieser endlich seinen Namen. Die Sache machte peinliche Sensation, aber das Generalkommando suchte sie vergebens zu „vertuschen,“ ein damals beliebter Ausdruck, der Gensdarm trat als Zeuge gegen den Rittmeister zu Gunsten des Bauers auf und der Säbelheld wurde strenge bestraft.

Noch energischer prallten Soldateska und Gensdarmerie bei einer anderen Gelegenheit aneinander.

In dem Gasthaus einer größeren böhmischen Kreisstadt pflegte allabendlich ein Kavallerieoffizier mit einer großen Dogge zu erscheinen, welche sich und ihrem brutalen Herrn regelmäßig den Spaß machte, den Gästen aus dem Civile den Braten vom Teller wegzuschnappen, und wenn

es einem der Beraubten einfiel, das übel dressirte Thier zu züchtigen, denselben mit seinen scharfen Zähnen bedrohte. Vergebens appellirten die Gäste, vergebens der Wirth an das Zartgefühl des Offiziers, er antwortete mit groben Späßen, endlich mit ernsten Rohheiten.

Da erschien eines Abends ein Gensdarm in voller Rüstung in dem Gasthause und nahm bescheiden in einer Ecke Platz. Wieder kam der Kavallerist mit seinem Hunde, wieder dasselbe Manöver, dieselben Klagen, dasselbe pöbelhafte Gelächter als Antwort.

Da erhob sich der Gensdarm und ersuchte den Offizier, seinen Hund in Zukunft zu Hause zu lassen, da derselbe die Gäste belästige und der Besitz böser bissiger Hunde an und für sich schon ein Polizeivergehen involvire.

„Wie können Sie sich unterstehen, mir so etwas zu sagen," brauste der Kavallerist auf.

„Ich spreche im Namen des Gesetzes," sagte der Gensdarm ruhig, „und bitte dies nicht zu vergessen. Wenn Ihr Hund die Gäste hier noch ferner belästigt, werde ich denselben durch den Abdecker abholen und vertilgen lassen."

„Was? meinen Hund? ich bin Offizier!" schrie der Kavallerist, „ich spalte Ihnen den Schädel, wenn Sie noch ein Wort sprechen. Gehen Sie auf der Stelle zum Profoßen."

„Sie haben über mich in keiner Weise zu befehlen," entgegnete der Gensdarm, ohne nur einen Augenblick seine

Kaltblütigkeit oder seinen Muth zu verlieren. „Ich wiederhole daher“ —

Der Kavallerist riß in diesem Augenblick seinen Säbel aus der Scheide, während der Gensdarm zurücksprang und den Hahn seines Gewehres spannte.

„Im Namen des Gesetzes, stecken Sie den Säbel ein,“ rief er, aber schon führte der Offizier einen wüthenden Hieb nach ihm, da erdröhnte die niedere Wirthsstube von einem Schuß, und der Kavallerist wälzte sich in seinem Blute.

Der Vorfall war äußerst unangenehm für die militärischen Halbgötter in Prag und Wien, aber es half nichts, der Offizier war und blieb todt und der Gensdarm hatte streng nach seiner Pflicht, seiner Instruktion gehandelt und ging daher vollkommen straflos aus.

Auch den klerikalen Anmaßungen trat die Gensdarmerie mit vielem Glück entgegen.

In einem katholischen Orte des deutschen Böhmens war auf der Durchreise plötzlich ein Mann gestorben, welcher den doppelten Fehler hatte, ein Protestant und ein Ceche zu sein.

Trotz der Anordnung der Bezirkshauptmannschaft weigerte sich nicht allein der Pfarrer, sondern auch die Gemeinde, den „Ketzer“ und den „Ausländer“ (man pflegt heute noch im deutschen Theile von Böhmen von einem, der nach dem cechischen reist, zu sagen: er reist nach Böhmen) auf dem dortigen Friedhof zu begraben. Ueber

die Verhandlungen, welche darüber gepflogen wurden, gerieth die Leiche in einen sanitätswidrigen Zustand.

Da trat die Gensdarmerie ins Mittel und ordnete das Begräbniß an.

Tausende von Menschen versammelten sich auf dem Friedhofe, aber die entschlossene Haltung von sieben Gensdarmen genügte, dieselben im Zaume zu halten, und der Hussite wurde anstandslos beigesetzt.

Geradezu unglaublich war das Verhältniß der Gensdarmerie zu der Polizei. Die letztere stand gleichsam unter der Kontrole, ja unter der Aufsicht der ersteren, und wenn sie sich — was nicht selten geschah — im Widerspruche mit der ersteren befand, erhielt die Polizei stets Unrecht. Wehe, wenn die Stimmungsberichte, welche von der Gensdarmerie wie von der Polizei regelmäßig nach Wien gesendet werden mußten, nicht auf ein i-Tüpfel übereinstimmten, wehe, wenn die Prager Stadthauptmannschaft nur eine mildere Auffassung der nationalen, wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen der Cechen schüchtern durchblicken ließ, da wurde sofort in Wien Verrath gewittert und Kempen donnerte Phrasen, wie „Liebäugeln mit den Cechen," „verfluchtes Hussitenthum," „panslavistische Sympathieen" herab und die Gensdarmerie behielt Recht mit ihren schwarz in schwarz gemalten Schilderungen, welche jede Verständigung, jede Aussöhnung von vornherein unmöglich machten.

In dem Salon des Stadthauptmanns pflegten einige jüngere cechische Beamte der Polizeidirektion manchmal harmlose cechische Volkslieder, wie „Andulko mé dite“ oder „Hej zupi, zupi, okolo chalupy“ zu singen. Dies wurde von dem Obersten der Gensdarmerie gleich einem Gegenstande von höchster Wichtigkeit nach Wien rapportirt und von Kempen zum Gegenstande eines besonderen Erlasses gemacht. „Ob es wahr sei, daß man in den Polizeibureaus revolutionäre Lieder singe? Dann sei es freilich begreiflich u. s. w.“

Vor Allem übersah man aber, daß man der Gensdarmerie unter Anderem ein Handwerk übertragen hatte, das sich mit dem militärischen Charakter und der Soldatenehre durchaus nicht in Einklang bringen läßt, weshalb auch die Offiziere der Gensdarmerie von denen der Armee nicht als Kameraden behandelt wurden. Was bei der Polizei das Geschäft gemeiner Agenten war, mußten hier täglich Soldaten und Offiziere üben.

So kam es, daß die Gensdarmerie, von oben herab gehätschelt, vom Volk und vom Militär gehaßt und verachtet, eine Armee in der Armee, ja gleich der unter der Fahne des Konkordats geschaarten Kirche, einen Staat im Staate bildete.

Das Selbstgefühl, das den einzelnen Gensdarmen für die Feindseligkeit, welche ihm auf jedem seiner Schritte entgegentrat, entschädigen sollte und daher von oben herab

lebhaft genährt wurde, erreichte endlich einen geradezu krankhaften Grad, der nicht selten zu komischen Vorfällen führte.

So geschah es, daß der Prager Gensdarmerie-Oberst einen seiner auf dem Lande exponirten Offiziere scharf zurechtwies und als dieser sich eifrig vertheidigte, einige unparlamentarische Ausdrücke gebrauchte. Da erinnerte sich der Beleidigte, daß er als Gensdarm nicht allein das Recht, sondern geradezu die Pflicht habe, Denjenigen, der ihm zu nahe trete, zur Verantwortung zu ziehen, und er rief, indem er seinem Obersten die Hand auf die Schulter legte: „Sie haben mich beleidigt, ich verhafte Sie hiermit im Namen des Gesetzes!“ —

Die ganze traurige Sippschaft nahm auch endlich ein trauriges Ende. Kempen wurde in den von ihm in der That wohlverdienten Ruhestand versetzt, der Prager Gensdarmerie-Alba später in einer deutschen Stadt Oesterreichs wegen einem weniger militärischen, als gemeinen Verbrechen infam kassirt.

Sic transit gloria mundi!

9.

Ein Mord in den Karpathen.

Auf einem hohen Felsen, mitten im Urwalde hundertjähriger Tannen, liegt in den galizischen Karpathen das Schloß Tarow, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, der Familie der Grafen Tarowski gehörig. Eine eigenthümliche, melancholische Poesie umwebt das alte Starostennest, in welchem hoch oben in den runden Thürmen Raben, Falken und Eulen wohnen und die Luft mit ihrem unmelodischen Geschrei erfüllen, während unten in den weiten Prunkgemächern, wie das Volk behauptet, der alte eifersüchtige Graf seine junge und schöne Gemahlin gefangen hält und durch große Rüden, welche Jeden, der dem Schlosse naht, zu zerreißen drohen, bewachen läßt.

Ein Körnlein Wahrheit ist übrigens in der Geschichte. Graf Thadeus Tarowski hat in zweiter Ehe ein Mädchen

aus einer verarmten Adelsfamilie Volhyniens heimgeführt. Lodoiska von Kaminski, eine Schönheit ersten Ranges, zwanzig Jahre alt, während er selbst über sechzig zählt. Der Abstand des Alters mag dem menschenfeindlichen Greise Mißtrauen einflößen, er hat sich bald nach seiner Vermählung aus dem lärmenden Leben der Hauptstadt auf sein einsames Stammschloß zurückgezogen, in eine Gegend, welche außer von Bären und Wölfen nur hie und da von einem Wildschützen und Schmuggler betreten wird. Hier umgiebt er sein angebetetes Weib mit allem Luxus der modernen Welt, mit aller Pracht des Orients; Diener und Dienerinnen, stumm, demüthig und folgsam wie türkische Sklaven, bedienen sie, aber Niemand als er selbst darf ihr Gesellschaft leisten, das Wort an sie richten.

Nur wenn der alte Graf für einige Tage in Geschäftsangelegenheiten das Schloß verläßt, erweitern sich die Wände ihres Kerkers. Dann besteigt Lodoiska ihren ukrainischen Renner und sprengt hinab in die Ebene, wo hie und da vereinzelte Hütten armer Landleute liegen, und ist zufrieden, wenn sie einem Hirten begegnet, der seine Schafe zur Weide treibt, oder sie wirft, gleich allen Polinnen eine Amazone, die Jagdflinte um die Schulter, durchstreift den wilden Forst und sendet das tödtliche Blei hier einem Geier, dort einer Wildkatze zu, und selten fehlt sie, denn sie hat ein Auge wie ein Adler und eine ruhige feste Hand, jene Hand, welche berufen ist, zu leiten, zu herrschen, zu unterjochen.

Auch heute ist sie allein. Der alte Graf ist zur nächsten Eisenbahnstation gefahren, um seinen Sohn aus erster Ehe, Leon, zu erwarten, welcher in Wien studirt und seit der Wiedervermählung seines Vaters dem Elternhause ferne geblieben ist. Lodoiska verläßt, sobald die Staubwolke, welche seinem leichten Wagen folgt, sich zwischen den Wänden grünen Nadelholzes zu beiden Seiten des Weges verloren hat, das Schloß und eilt hinab, wo sie freie Luft athmen, wo sie Menschen sehen kann.

Zu gleicher Zeit schreitet ein junger schöner Mann in polnischer Tracht, nur einen leichten Spazierstock in der Hand, durch den finsteren Hochwald, sich von Zeit zu Zeit an dem Pochen eines Spechtes oder den tollen Sprüngen eines Eichhörnchens ergötzend. Plötzlich schallt wildes Gebelle, die Zweige brechen in der Nähe und zwei riesige graue Wolfshunde, den borstigen Rücken gleich Hyänen gesträubt, stürzen auf ihn los. Vergebens sucht er sie durch Zuruf, durch die leichten Hiebe seines Stöckchens abzuhalten, im Momente ist er von ihnen zu Boden gerissen — der Eine steht auf ihm mit funkelnden Augen und droht ihn zu zerreißen.

Da theilen sich nochmals die Zweige, ein junges, dämonisch schönes Weib tritt hervor und ruft die Hunde zurück, welche der hellen gebietenden Stimme sofort gehorchen. Der junge Mann kann sich aufrichten und hat, während sich die Jägerin bei ihm entschuldigt, Zeit, dieselbe zu betrachten.

Es ist eine hohe schlanke Gestalt, welche vor ihm steht, frei, unerschrocken, gebieterisch, sie trägt einen kurzen Seidenrock, welcher ihre kleinen Füße sehen läßt, und eine Kazabaika von Sammt. Ihre Hand schwingt eine Hetzpeitsche, unter der koketten polnischen Mütze quellen reiche blonde Locken hervor und umrahmen das reizende Gesicht, dem ein niedliches Stumpfnäschen den Ausdruck von Trotz und Herrschsucht verleiht, während die halbgeschlossenen blauen Augen milde, hold, ja schwärmerisch blicken.

„Schöne Frau, Fee, wilde Jägerin!" rief der junge Mann, „ich danke Ihnen mein Leben! Ohne zu ahnen, wer Sie sind, werde ich doch kaum irren, wenn ich in Ihnen die Gebieterin dieses Waldgebietes grüße."

„Ich bin die Gräfin Tarowski," erwiederte das schöne, stolze Weib, den Jüngling seltsam mit den Augen prüfend.

„Die Gräfin Tarowski — des Grafen Thadeus Frau?" schrie er auf.

„Ja — was ist denn da Entsetzliches dabei?" spottete Lodoiska.

„Sie sind also — ich kann es nicht fassen," stammelte der junge Mann, „Sie sind — meine Mutter!"

„Leon — ?!"

„Ja, ich bin Leon Graf Tarowski, Ihr Stiefsohn."

Lodoiska bot ihm nun freundlich die Hand, welche er mehrmals leidenschaftlich küßte.

„Leon — was thun Sie?“ flüsterte die schöne Frau, während ihr zugleich das Blut in die Wangen schoß.

„Ich grüße Sie als meine Mutter,“ rief Leon; „nun aber führen Sie mich zu meinem Vater. Ich bin auf Seitenwegen hierher geeilt, um ihn zu überraschen, aber Ihre wilden Begleiter haben meinen Plan durchkreuzt.“

„Kommen Sie also,“ sprach Lodoiska. Sie legte ihren Arm in den seinen und sie stiegen langsam zwischen Felsen und düsteren Tannen zum Schlosse empor.

Hier fanden sie den alten Grafen, welcher, nachdem er von dem Diener seines Sohnes erfahren, daß derselbe seinem Gepäcke vorausgeeilt war, auf der Stelle den Heimweg angetreten hatte.

Vater und Sohn begrüßten sich auf das Zärtlichste und der alte Magnat richtete seinen Leon, seinen Einzigen, seinen Heißgeliebten dann in dem linken Flügel des Schlosses ein, während er selbst mit seinem Weibe den rechten bewohnte.

Wie überall, brachte auch auf dem einsamen Karpathenschlosse die Ankunft eines neuen Gastes und Familienmitgliedes für einige Zeit Leben, Bewegung und Frohsinn in den kleinen Kreis. Nur zu bald aber war der Unterhaltungsstoff, den Leon aus der Fremde mitgebracht, erschöpft, und die Stunden, die Tage begannen wieder träge und einförmig dahinzuschleichen.

Aber die schöne Schloßherrin schien diesmal entschlossen,

der Langenweile nicht so ohne Weiteres das Feld zu räumen. Sie suchte nach irgend einem Spiele, um sich die Zeit zu vertreiben, und griff nach dem gefährlichsten, nach einem — Roman, und nicht etwa nach einem gedruckten, nein, sie begann selbst einen solchen und machte sich zur Heldin und Leon zum Helden desselben....

Lodoiska, welche bisher gleich einer Nonne gelebt, entpuppte sich plötzlich als vollendete Kokette, und so fein, so vorsichtig warf sie ihre Schlingen, daß ihr Gemahl dieselben nicht bemerkte und Leon selbst gefangen war, ehe er es ahnte, ja von der Einbildung getäuscht wurde, er habe aus sich selbst eine verzehrende Leidenschaft zu seiner Stiefmutter gefaßt, ohne daß Lodoiska ihn ermuntert habe. Der edle junge Mann wehrte sich tapfer gegen das Gefühl, das ihn stündlich zu übermannen drohte, er begann seiner schönen Mutter auszuweichen — aber es wurde ihr leicht, ihn auf dem kleinen Terrain, das sie Alle vereinigte, immer wieder aufzusuchen, ohne daß er nur geahnt hätte, daß in ihrem Benehmen eine Absicht lag. Leon wurde bleich und still, er litt unnennbare Qualen, aber er hatte noch immer volle Gewalt über sich. Da geschah es, daß sein Vater zur Kreisstadt fuhr, für mehrere Tage.

Leon wollte ihn begleiten, aber die kokette Frau gab es nicht zu, sie verlangte ausdrücklich, er sollte bleiben, um ihr Gesellschaft zu leisten. Der alte Graf war unvorsichtig

genug, es ihm förmlich zu befehlen. Nun waren sie Beide verloren.

Gleich am ersten Abend, wo Leon mit seiner Stiefmutter beisammen war, sollte das stolze Gebäude seiner Grundsätze zusammenbrechen.

„Wir wollen zusammen lesen," schlug das schöne berauschende Weib scheinbar unbefangen vor.

Leon ging, um einen neuen französischen Roman herbeizuholen. Als er wieder bei ihr eintrat, lag Lodoiska in einem reizenden Negligée mit halbaufgelöstem Haare auf einem Divan. Sie reichte ihm die kleine, kalte, bebende Hand und er führte sie heftig an seine Lippen, dann faßte er sich wieder und versuchte sich zu bezwingen, aber sie ließ ihm keine Zeit dazu.

„Du bleibst doch den Winter bei uns, Leon?" begann sie.

„Nein, ich will im Gegentheil so bald als möglich fort," erwiederte er.

„Fort!" rief Lodoiska, „Du könntest uns verlassen, Du kannst Dir denken, ohne uns — ohne mich zu sein... Sieh, ich liebe Dich also mehr, als Du mich liebst, denn ich kann den Gedanken nicht fassen, ohne Dich zu sein!"

„Du bist zu gütig," erwiederte Leon mit einem schmerzlichen Lächeln, „aber ich muß gehen, ich muß; glaube es mir, ich gehe nur, weil ich Dich liebe, weil ich Dich zu sehr liebe, und mit einer ganz anderen Liebe, als Du mich liebst."

„Leon!“ schrie Lodoiska auf, „Du — Du liebst mich?“

„O! ich bin der unseligste elendeste Mensch,“ stammelte Leon, „ich liebe Dich und muß Dich fliehen, Dich, die ich anbete, ohne die ich nicht mehr leben kann. Laß mich sterben, auf der Stelle, hier zu Deinen Füßen!“

Er warf sich vor ihr auf die Kniee und preßte seine heißen Lippen auf den Saum ihres Gewandes.

Aber dies schon schien die stolze Frau zu beleidigen. Sie stieß ihn heftig mit dem Fuße von sich, wie man Hunde von sich stößt, und erhob sich. „Du sprichst von Empfindungen, welche mich verletzen, erzürnen,“ sagte sie kalt, „verlasse mich auf der Stelle!“

Die Kokette hätte diesen grausamen Befehl nicht so ruhig ausgesprochen, wenn sie geahnt hätte, daß Leon gehorchen würde; sie erwartete einen neuen, heftigeren Sturm, während er, innerlich gebrochen, aufstand, sich demüthig vor ihr verneigte und dann das Gemach verließ.

Sie blieb allein und stampfte zornig mit dem Fuße, dann ging sie mit großen heftigen Schritten auf und ab und endlich setzte sie sich an das Klavier und begann zu phantasiren. Nach einer Weile aber, wie von einer Ahnung ergriffen, eilte sie an das Fenster und blickte hinaus in den von Mondsichel und Sternen halb erleuchteten Garten, dann warf sie rasch eine Mantille um und ging hinab.

Leon stand an eine alte Linde gelehnt und blickte in den Sturzbach, welcher ruhelos, gleich ihm, zur Ebene hinab

toste. Da legte sich eine kleine Hand sanft auf seine Schulter, er zuckte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, unter der Berührung dieser Hand zusammen und preßte sie im nächsten Augenblicke an seine stummen Lippen, an seine nassen Augen.

Was die Beiden zusammen sprachen in jener sternenhellen Nacht in dem schweigenden Schloßgarten, Niemand hörte, Niemand ahnte es, aber Leon zeigte sich fortan finster, bekümmert, und aus seinem Auge blitzte die Resignation der Verzweiflung.

Der alte Graf kehrte zurück.

Leon theilte ihm mit, daß er Schloß Tarow in drei Tagen verlassen wolle. Vergebens suchte ihn sein Vater zurückzuhalten, vergebens vereinigte die schöne Stiefmutter ihre Bitten mit den seinen; der Sohn ließ sich in seinem Entschlusse nicht wankend machen.

„Ehe Du gehst," sagte nun der Vater, „will ich Dir mein Testament zeigen; ich bin alt, Gott weiß, ob wir uns noch einmal sehen, ehe ich sterbe." Er nahm das Dokument hierauf aus seinem Schreibtisch und zeigte es seinem Sohne.

Als dieser das Zimmer seines Vaters verließ, traf er Lodoiska, und es war kein Zufall, daß er sie traf. „Hast Du ihn bestimmt, ein Testament zu machen?" fragte sie rasch. „Es hat meiner Aufforderung nicht bedurft," entgegnete Leon, „es ist fertig."

„Und? —“

„Wir sind seine Erben.“

Es zuckte seltsam im Auge des jungen schönen Weibes auf, aber Leon, der dieses Weib anbetete, dem es bald ein Engel, bald wie ein Dämon erschien, bemerkte es nicht.

Ehe der Sohn abreiste, wünschte der Vater ihn einmal auf die Treibjagd zu führen. Der erste Schnee war gefallen, Bär und Wolf kamen aus dem Hochgebirge herab und versprachen die höchste Waidmannslust. An einem hellen Wintermorgen brachen sie auf. Lodoiska begleitete sie. Als die Jäger angestellt wurden, wünschte die kühne Amazone für sich allein einen Stand einzunehmen, aber der alte Graf gab es nicht zu und wollte an ihrer Seite bleiben, während Leon etwa zweihundert Schritte weit von ihnen Posto fassen sollte. Die Drei gingen, sich von dem übrigen Gefolge sondernd, vom Wege ab durch das Dickicht.

Die Jagd begann. Man hörte schon das Geheul der Treiber — da fiel etwas vorzeitig ein Schuß und bald darauf ertönten aus der Richtung, in welcher das gräfliche Paar sich aufgestellt hatte, Hilferufe. Der Förster eilte hin, andere Jäger folgten, sie fanden den alten Grafen mit einer Wunde von der rechten Seite her mitten durch die Brust, todt in seinem Blute schwimmend, die Gräfin verzweifelt, halb ohnmächtig auf seiner Leiche zusammengesunken. Noch war sie unfähig zu sprechen, zu erklären, was geschehen war. Jetzt kam auch Leon herbei, bleich,

verstört, keines Wortes mächtig, blickte er auf den Todten.

Erst im Schlosse, wohin man Lodoiska halb mit Gewalt brachte, erfuhr man aus ihrem Munde, daß dem Grafen, als er, die Büchse in der Hand, sich durch das Gebüsch Bahn gebrochen habe, das Gewehr dadurch losgegangen sei, daß der Hahn sich an einem Zweige fing und auf- und zurückschnappte; der Graf sei auf der Stelle todt zusammengestürzt. Anfangs schien der Vorfall Allen nichts weiter als ein furchtbares Unglück; als aber Leon, nachdem er die Nacht in dem Gemache der Gräfin zugebracht und, wie die Dienstleute behaupteten, eifrig mit ihr gestritten habe, am nächsten Morgen plötzlich abreiste, begannen sich Mißtrauen und Verdacht zu regen und steigerten sich noch, als man erfuhr, daß der Sohn über den gewaltsamen, plötzlichen Tod des Vaters in Tiefsinn verfallen und in ein Kloster getreten sei. Lodoiska dagegen tröstete sich auffallend rasch. Leon hatte dem väterlichen Erbe entsagt. Sie war jetzt die Herrin der ausgedehnten Güter der Familie Tarowski und im Besitze eines imposanten Vermögens. Ehe noch das Trauerjahr zu Ende war, reiste sie nach Paris und stürzte sich dort in den vollen wilden Strom des Lebens.

Aber nicht zu lange war es ihr gegönnt, die Frucht ihrer That zu genießen. Aus dem Tiefsinn Leon's wurde bald vollkommener Wahnsinn. Er starb etwa ein Jahr

nach dem blutigen Ende des alten Grafen; ehe er starb, kam er jedoch für wenige Stunden zu sich und klagte sich offen als den Mörder seines Vaters an. Lodoiska hatte ihn zu der That verführt, ihre Hand als den Preis derselben verheißen — aber schon in der Nacht nach dem Morde war sein Gewissen erwacht und er haßte das schreckliche Weib, das ihn zu dem Frevel getrieben. . .

Lodoiska Gräfin Tarowski wurde auf jene Enthüllung hin in Paris verhaftet. Aber sie war auf diese Katastrophe gefaßt, denn in dem Augenblicke, wo der Polizeibeamte ihr Schlafgemach betrat, stieß sie ein gellendes dämonisches Lachen, das Lachen der Verdammten, aus und stürzte dann zu Boden. Sie hatte Gift genommen. —

10.

Gespenster der Kirche.

Es war in der Blüthezeit des Konkordats, als ein junger Mann aus reicher und geachteter bürgerlicher Familie im Bureau des österreichischen Polizeidirektors von P*** erschien und um dessen Rath und Hilfe bat, welche ihm auch bereitwillig zugesagt wurde.

„Mein Vater droht mir mit Enterbung," begann hierauf der junge Mann, „ohne daß ich je gegen die Gesetze des Staates, die Sittlichkeit oder die väterliche Autorität verstoßen hätte, einfach aus dem Grunde, weil ich seine blinde Ehrfurcht vor der katholischen Kirche und ihren Dienern nicht theile, ich gelte deshalb nicht allein als Freigeist, sondern geradezu als Atheist bei ihm, und ein alter treuer Diener unseres Hauses, welcher mich sehr liebt und unlängst zufällig das Testament meines Vaters gesehen hat,

machte mir die vertrauliche Mittheilung, daß mein Vater sein ganzes Vermögen dem Jesuitenorden vermacht hat. Ich finde dies im höchsten Grade verdächtig und fürchte, daß ich von geistlicher Seite bei meinem Vater verleumdet worden bin, denn wir haben noch vor einem Jahre sehr gut und friedfertig zusammen gelebt, seitdem er aber viel mit Geistlichen verkehrt, ist die Ruhe unseres Hauses dahin."

„Was Sie mir da sagen," entgegnete der Polizeidirektor, „ist ebenso wahrscheinlich als bedauernswerth, aber ich vermag nicht einzusehen, wie ich da eingreifen soll; Ihr Vater ist bei vollem Besitz seiner Geisteskräfte und kann frei über das, was ihm gehört, verfügen. Auch scheint mir Ihr Protest gegen seinen letzten Willen verfrüht, Sie müssen abwarten, bis das Testament rechtskräftig wird und dann den Schutz der Gerichte anrufen, ich kann leider Nichts für Sie thun."

„Doch," meinte der junge Mann, „denn ich vermuthe, daß hier ein raffinirter Betrug im Spiele ist."

„Wie? erklären Sie sich deutlicher."

„Mein Vater hat sich nämlich, als ich ihm gestern Abend Vorstellungen machte, auf meine verstorbene Mutter berufen und mir endlich im Tone tiefster Ueberzeugung eröffnet, meine Mutter sei ihm wiederholt erschienen und habe ihm mit allen Qualen der Verdammten gedroht, wenn er den von Gott abgefallenen Sohn nicht enterbe und sein

gesammtes Vermögen der Kirche schenke. Ich glaube aber nicht an Gespenster."

„Ich auch nicht," fiel der Polizeidirektor ein, „aber mit Vermuthungen allein vermag ich gerade auf diesem gefährlichen Terrain nichts anzufangen. Sie wissen, wie die Kirche seit dem Abschlusse des Konkordates mit Rom alle unsere Verhältnisse beherrscht; wenn ich eine Untersuchung einleite und keinen Erfolg erziele, setze ich geradezu meine Stellung auf das Spiel. Anders läge die Sache, wenn Sie mir Beweise für Ihre Vermuthungen beibringen könnten. Ich leugne nicht, daß ich der klerikalen Partei, welche Oesterreich, wie ich fürchte, an den Abgrund führen wird, eine ordentliche Schlappe gönnen würde. Sehen Sie also der Sache auf den Grund zu kommen und dann reden wir weiter."

Ein Monat etwa verging, ohne daß der junge Freigeist etwas von sich hören ließ; plötzlich kam er eines Abends, sichtlich aufgeregt, zum Polizeidirektor und theilte ihm mit, daß er nun in der Lage sei, eine Entdeckung des von ihm angezeigten kirchlichen Betruges herbeizuführen, wenn der Polizeidirektor ihm seinen Beistand leihen wollte. Der Letztere verlangte nähere Angaben.

„Ich habe eine Reihe wichtiger Anhaltspunkte gewonnen," erklärte der junge Mann. „Zuerst gestand mir mein Vater, daß ihm meine Mutter nicht in unserem Hause, sondern auf dem Kirchhofe, wo sie begraben liegt, erschienen



sei. Meine Mutter war nämlich lange Jahre lungenkrank und zog wenige Wochen vor ihrem Tode auf das Land, und zwar nach dem Dorfe Sch***, wo sie auch starb und beerdigt wurde. Ferner erfuhr ich durch unsern Diener, daß mein Vater bereits zwei Mal spät Abends das Haus in Begleitung des Jesuitenpaters K*** verlassen hat und jedesmal erst am Morgen zurückgekehrt ist. Nach jedem dieser Ausflüge zeigte er eine auffallende Unruhe und Niedergeschlagenheit und ließ drei Seelenmessen für meine selige Mutter lesen. Endlich kündigte mir mein Vater an, daß er heute Abend in Geschäften verreise. Unmittelbar ehe er mir jedoch diese Eröffnung machte, sah unser Diener den Jesuiten das Haus verlassen. Es ist also anzunehmen, daß er sich heute Nacht wieder mit dem Geiste meiner verstorbenen Mutter berathen will, und es wäre also die beste Gelegenheit da, der Sache auf die Spur zu kommen, wenn Sie, Herr Polizeidirektor, sich nicht scheuen, um eines unbedeutenden Menschen willen, wie ich bin, der mächtigsten Gewalt im Staate entgegenzutreten."

„Jeder Bürger hat gleiches Recht auf den Schutz der Gesetze," entgegnete der Polizeidirektor, „und ich glaube, oft genug Beweise gegeben zu haben, daß es mir nicht an dem Muthe fehlt, meine Pflicht zu thun, mögen die Folgen noch so ernst sein, aber ohne Aussicht auf Erfolg handelt nur die Jugend, von ihrem Gefühle fortgerissen. Als Sie das erste Mal bei mir waren, mußte ich Sie abweisen.

Heute stehen Ihre Aktien besser. Wir haben acht Uhr. Ich erwarte Sie in zwei Stunden hier in meinem Bureau. Sie haben vorderhand nichts zu thun, als zu schweigen, alles Andere ist meine Sache." — —

Mit dem Einbruch der Dunkelheit stiegen im Hofe der Polizeidirektion vier Männer in einen geschlossenen Wagen, welcher hierauf die Richtung nach dem Dorfe Sch*** einschlug, jedoch nicht in diesem selbst, sondern in der Nähe, an dem Rande eines Wäldchens anhielt. Hier stiegen die Vier aus, es war der Polizeidirektor, begleitet von dem jungen Freigeist, einem Polizeibeamten und einem Polizeisoldaten, welcher jedoch in Civilkleidern war.

„Das Erste ist, daß wir die Oertlichkeit gehörig recognosciren," begann der Polizeidirektor, „es ist elf Uhr, die Geisterbeschwörer werden nicht vor Mitternacht erscheinen, also haben wir Zeit, uns umzusehen und unsere Maßregeln zu treffen."

Hierauf näherten sich die Vier dem Friedhofe, welcher am Ende des Dorfes, gegen das Wäldchen zu, lag.

Sie fanden Alles wie ausgestorben, still und leer. Der Todtengräber saß offenbar im Wirthshause. Die Thüre seines Häuschens fanden sie verschlossen, ebenso die zu der kleinen Kapelle, welche mitten im Friedhofe stand.

„Wo ist das Grab Ihrer Mutter?" fragte jetzt der Polizeidirektor.

Es war, da wenige Sterne am Himmel standen, nicht so leicht, dasselbe zu finden, aber endlich gelang es doch.

Der Polizeidirektor sah sich nun in der Nähe um.

„Die Lage ist für uns nicht günstig,“ sagte er endlich, „es ist nichts da, nicht einmal ein Gebüsch, hinter dem wir uns verbergen könnten.“

Plötzlich meldete der Polizeisoldat, daß er versucht habe, durch Thür oder Fenster in das Todtengräberhäuschen einzudringen und es ihm gelungen sei, indem er eine mit Papier verklebte Scheibe aufgerissen und das betreffende Fenster geöffnet habe, sich der Schlüssel zu bemächtigen, welche er dem Polizeidirektor brachte.

Nun war der Plan des Letzteren schnell fertig. Er ließ die Kapelle öffnen und trat mit dem jungen Freigeist in dieselbe, dann befahl er dem Polizeibeamten, die Thüre hinter ihnen wieder zu sperren, die Schlüssel an ihren Ort zurückzugeben und das Fenster des Todtengräberhäuschens sorgfältig zu schließen. Endlich traf er Anordnungen für eine Reihe verschiedener Fälle, welche in der Folge der Ereignisse eintreten konnten, worauf der Beamte und der Polizeisoldat den Friedhof verließen und sich in einiger Entfernung von demselben der Pforte gegenüber in einen Graben legten.

Es schlug halb zwölf Uhr.

Auf einmal hörte man Schritte in der Nähe der

Kapelle, worauf sich der Polizeidirektor mit dem jungen Freigeist an das Fenster stellte, um das Beginnen der Geisterbeschwörer zu beobachten; da die Kapelle nicht erleuchtet war, nahmen sie an, daß sie sehen konnten, ohne gesehen zu werden.

Aber es kam ganz anders.

Plötzlich knarrte der Schlüssel im Schloß und die Pforte der Kapelle ging auf, die Beiden hatten kaum Zeit, unbemerkt hinter den Altar zu gelangen und sich hier zu verbergen. Zwei Männer traten ein, von denen der Eine eine Blendlaterne trug. Der Eine war der Vater des jungen Mannes, ein sehr beschränkt und gedrückt aussehender ältlicher Stadtbürger, der Andere der Jesuitenpater K***, ein hoher, hagerer, starkknochiger Mann mit einem eingesunkenen galligen Gesicht, in dem zwei große graue Augen unruhig unter buschigen schwarzen Brauen brannten. Er zündete die Kerzen an, die auf dem Altare standen, und begann dann eine Seelenmesse zu lesen, während der Alte, unten auf den Stufen knieend, ihm ministrirte.

Als die Messe zu Ende war, ergriff der Jesuit das Evangelium und den Weihwedel und schritt langsam zur Kapelle hinaus, während ihm der Alte, in der einen Hand den Weihbrunn, in der andern eine Kerze, folgte. Der Polizeidirektor verließ jetzt sein Versteck und schlich sich gebückt, so daß er nicht gesehen werden konnte, bis zu dem Fenster der Kapelle, wo er sich vorsichtig niederkauerte.

Der Freigeist folgte seinem Beispiel. Sie blickten jetzt geradeaus auf das Grab seiner Mutter.

Der Jesuit, von dem alten abergläubischen Bürger gefolgt, umschritt dreimal das Grab, dann blieb er vor demselben stehen und las beim Scheine der Kerze einige Stellen aus dem Evangelium, dann tauchte er den Weihwedel dreimal in den Weihbrunn und bespritzte dreimal das Grab, dann kehrten Beide zur Kapelle zurück, warfen sich vor derselben, das Antlitz gegen das Grab gerichtet, auf die Kniee nieder und begannen laut zu beten. Endlich sprang der Jesuit in einer Art wilder Verzückung auf und schrie dreimal mit gellender Stimme: „Exsurge! Exsurge! Exsurge!“

Kaum war das letzte Wort der Beschwörung verhallt, so stieg ein dichter blauer Rauch aus dem Grabe gen Himmel, der sich rasch zu einer Wolke vergrößerte, welche sich jetzt zusammenballte und die Linien eines Körpers anzunehmen begann. Endlich stand eine hohe, weiße Gestalt hinter dem Grabe und winkte mit der Hand.

„Wer bist Du?“ fragte der Jesuit feierlich, während der Alte leise zu weinen begann.

„Im Leben nannte man mich Anna Maria B***,“ antwortete das Gespenst mit hohler Stimme.

„Willst Du mir Antwort geben auf jede Frage?“ fuhr der Beschwörer fort.

„So weit ich kann.“

„Bist Du durch unsere Gebete und die Seelenmessen, welche wir für Dich gelesen haben, noch immer nicht aus dem Fegefeuer befreit?“

„Noch nicht, aber bald, bald, bald.“

„Wann?“

„Wenn mein Sohn, der Gottesleugner, gestraft sein wird.“

„Ist es denn nicht geschehen, hat Dein Gatte nicht, wie Du es gewünscht, in seinem Testamente den verlorenen Sohn enterbt und die Kirche zum Erben eingesetzt?“

„Es ist nicht genug.“

„Was soll noch geschehen?“

„Er soll das Testament als seinen freiwilligen letzten Willen bei Gerichte hinterlegen und den Verworfenen aus seinem Hause jagen.“

„Bedenke wohl, was Du sagst; muß dies sein?“

„Es muß, sonst werde ich lange noch im Fegefeuer schmachten“ — antwortete die Grabesstimme mit einem tiefen Seufzer, im nächsten Augenblicke schrie sie aber voll Angst: „Jesus, Maria!“ auf, und das Gespenst begann zu laufen. Ein gellender Pfiff ertönte und ein zweiter. Zugleich legte der Polizeidirektor seine Hand auf die Schulter des Geisterbeschwörers.

„Sie sind verhaftet,“ sagte er.

Unterdessen hatten der Beamte und der Polizeisoldat, welche in den Friedhof eingedrungen waren, das Gespenst

eingefangen und führten es vor. Es war der Todtengräber, welcher sich in ein schleppendes, weißes Gewand gehüllt hatte und eine Wachslarve vor dem Gesichte trug, welche, wie der eigene Sohn bezeugte, eine frappante Aehnlichkeit mit dem Antlitz seiner Mutter zeigte.

Das Verhör ergab, daß dieselbe nach einem Bilde der Verstorbenen mit vielem Geschick angefertigt worden war.

Die damalige Regierung befahl, die Untersuchung so geheim als nur möglich zu führen, und überließ, wie es zu jener Zeit, wo der Priester noch außer dem Gesetze stand, selbstverständlich war, die Bestrafung des Paters K*** der geistlichen Behörde.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß derselbe sich während seines Arrestes in einem mit Wild und Forellen gesegneten Kloster des Landes sehr wohl befand.

Das einzige werthvolle Resultat der pikanten Geistergeschichte war die Versöhnung von Vater und Sohn, der Erstere hatte übrigens vor der katholischen Kirche und ihren Gespenstern einen solchen Respekt bekommen, daß er, kurze Zeit nachdem seine Frau zum letzten Mal das Fegefeuer verlassen hatte, um sich mit ihm zu unterhalten, — Protestant wurde.

11.

Eine Damenverschwörung.

Es ist genügend bekannt, welche hervorragende Rolle die Frauen bei den Slaven zu allen Zeiten gespielt haben und heute noch spielen; bei keinem der slavischen Völker ist indeß ihr Einfluß je so groß geworden, wie bei den Polen, wo sie insbesondere im politischen Leben in jeder Weise nicht blos thätig, sondern geradezu tonangebend eingreifen. An allen polnischen Verschwörungen und Revolutionen waren die polnischen Mädchen und Frauen in hervorragender Weise betheiligt, und sie verstanden es, nicht allein für das Vaterland zu intriguiren, zu werben, zu begeistern, sie haben genügend bewiesen, daß sie fähig sind, zu jeder Stunde für dasselbe in das Feuer zu gehen, zu bluten, zu sterben.

In keiner der vielen polnischen Bewegungen tritt der Einfluß des schönen Geschlechtes glänzender hervor, als in

jener unseligen des Jahres 1846, so daß man die Vorbereitungen zu diesem nationalen Losbruche mit vollem Rechte eine Damenverschwörung nennen kann.

Polnische Damen waren es, welche zuerst in Paris die Brandfackel der Revolution in den Schooß der dortigen Centralisation, der polnischen Nationalregierung, warfen; von polnischen Damen gingen die ersten Anregungen, ging der Plan der Erhebung aus; sie waren es, welche die ersten Fäden spannen, welche die Emigration in Frankreich wieder mit den Patrioten in den verschiedenen polnischen Landschaften in Contact setzten; die polnischen Damen woben das Netz der Verschwörung, welches bald das Königreich Polen, Posen, Galizien und die damalige Republik Krakau gleichmäßig umfing.

Wenn je eine Revolution Aussicht auf Erfolg hatte, so war es die polnische von 1846, denn sie war mit allem Genie und aller Gründlichkeit vorbereitet und glänzend organisirt. Im Jahre 1835 hatte sich die polnische Actionspartei in Paris konstituirt, einen Ausschuß (Centralisation) von neun Mitgliedern gewählt und demselben die Leitung ihrer gesammten Bestrebungen übertragen. Die Centralisation begann sofort ihre Arbeit, die Vorbereitung einer allgemeinen polnischen Revolution, und war im Spätherbste 1845 so weit gekommen, daß sie den Tag des Losbrechens festsetzen konnte.

Alle polnischen Länder waren im Verlaufe von zehn

Jahren mit Vereinen bedeckt worden, welche unter verschiedenen Namen und Vorwänden, als Landwirthschaftsvereine, Lesevereine, Jagdvereine u. s. w. sämmtlich dasselbe Ziel verfolgten, die Revolution, und aus ihrer Mitte Comité's zu diesem Zwecke gewählt und mit der Ausführung der von Zeit zu Zeit durch Emissäre überbrachten Befehle der Nationalregierung betraut hatten. Noch wichtiger als alle diese Versammlungen waren indeß gewiß die scheinbar harmlosen Zusammenkünfte der polnischen Damen bei Kaffee und Thee für den Fortschritt der Bewegung. Und wie die Damen das Hauptverdienst um Entstehung und Verbreitung des ganzen Planes hatten, so war es auch sehr natürlich, daß sie den Löwenantheil der Ausführung für sich in Anspruch nahmen, und zwar in kühner, echt sarmatischer Weise.

Die Nationalregierung hatte Ludwig von Mieroslawski als Obergeneral nach Posen entsendet, mit der Mission, den Losbruch des Aufstandes zu beschleunigen und die Leitung desselben in die Hand zu nehmen.

Anfangs Februar 1846 versammelten sich die Hauptmatadore des Aufstandes in Krakau und setzten hier den 18. Februar als den Tag fest, an welchem sich sämmtliche polnische Länder zugleich erheben sollten.

Den Männern wurden die minder dramatischen Aufgaben zugewiesen; erstens die Bauern, welche durch glänzende Versprechungen, wie Aufhebung der Unterthänigkeit, der Robot, des Salz- und Tabaksmonopols, gewonnen

werden sollten, zu haranguiren und zum bewaffneten Anschluß an die Insurgenten zu bestimmen, zweitens der Angriff auf die Truppen. Die Damen dagegen behielten sich die pikante Mission vor, die Führer der feindlichen Kräfte, die Organe der Regierung halb mit List, halb mit Gewalt unschädlich zu machen, gefangen zu nehmen oder nöthigenfalls sogar zu tödten.

Für die Nacht vom 18. auf den 19. Februar 1846, in welcher der Losbruch sowohl in den Städten als auf dem flachen Lande stattfinden sollte, wurden aller Orten von den Damen des Adels Bälle arrangirt und zu denselben sämmtliche Beamten und Offiziere geladen. Es versteht sich, daß die schönen Polinnen, bekanntlich die gefährlichsten Frauen der Welt, sich das Wort gegeben hatten, in dieser verhängnißvollen Nacht alle ihre Reize, alle ihre Koketterie, ihre ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten und die verhaßten Feinde so zu umstricken, daß dieselben alles Mißtrauen und alle Vorsicht bei Seite lassen. Es war anzunehmen, daß bis Mitternacht so ziemlich jeder deutsche oder russische Simson, vollständig geblendet, zu den Füßen irgend einer polnischen Delila lag. Um Mitternacht sollte bei einem Rundtanze Damenwahl angesagt werden, und die polnischen Damen hatten nun die Aufgabe, die Beamten und vor Allem die Offiziere zum Tanze zu wählen, vorzüglich die Letzteren, um sie auf diese Weise zum Ablegen der Degen zu zwingen. Mitten im Tanze sollte das Signal

zu der großen That der modernen Amazonen ertönen, jede Dame dann ihrem Tänzer und Anbeter eine Schlinge, welche sie zu diesem Zwecke bei sich verborgen hielt, um den Hals werfen und ihn zwingen, so zwischen ihrer süßen Gefangenschaft und dem Tode des Erdrosselns zu wählen. Die anwesenden Polen waren dazu bestimmt, zu gleicher Zeit alle Ausgänge zu besetzen, sich der Waffen der Offiziere zu bemächtigen und jene ihrer Gegner, welche sich ihren schönen Feindinnen nicht gutwillig auf Gnade und Ungnade ergaben, auf der Stelle niederzuhauen.

Dieser Plan war indeß nicht das Einzige, was die polnische Damenverschwörung damals ausbrütete. Die polnischen Damen lösten in jener Zeit eine andere, viel wichtigere Aufgabe wahrhaft glänzend, nämlich jene, die Organe der feindlichen Regierung zu umgarnen und gegen die Umtriebe der polnischen Patrioten blind zu machen. In Rußland und in den polnischen Provinzen Preußens war dies freilich nicht in jenem Maße zu erreichen, wie in Galizien, hier aber wurde die österreichische Regierung in einer wahrhaft beispiellosen Weise irre geführt und eingeschläfert.

Es war eine Dame des höchsten polnischen Adels, die schöne und geistvolle Fürstin S***, welcher die Mission zufiel, sich zwischen den damaligen Gouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand Este, und die galizische Polizei zu stellen, dem ritterlichen Prinzen, dessen edles Herz ihn unfähig machte, an Trug und Hinterlist zu glauben,

Mißtrauen in seine eigenen Organe einzuflößen, Alle, die ihn warnten, als Schwarzseher hinzustellen, und den Erzherzog bis zuletzt von der Loyalität des polnischen Adels überzeugt zu erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Fürstin S*** diese Aufgabe in wahrhaft bewundernswerther Weise löste, wenn auch nicht, wie die Zukunft lehrte, zum Besten, sondern im Gegentheil zum Unheile ihrer Partei und des galizischen Adels insbesondere.

Ihren Einfluß auf den Erzherzog, welcher sehr religiös war, errang die Fürstin vorzüglich durch ihre bei jeder Gelegenheit affichirte Frömmigkeit, und dieser Einfluß ging so weit, daß sie ihn bestimmte, für den Tag des Losbruches, den 18. Februar, einen Ball anzusagen. Auf diesem Balle sollten sich die Damen des Adels der hohen Beamten der Hauptstadt und der Offiziere der Lemberger Garnison bemächtigen, die Fürstin S*** selbst den Erzherzog gefangen nehmen.

Ein seltsamer Zufall wollte es indeß, daß wenige Tage vor dem achtzehnten der Herzog von Modena starb und in Folge dessen Hoftrauer anbefohlen und der Ball abgesagt wurde, so daß der ganze feine Plan der verschworenen Damen scheiterte.

Vollständig war indeß der Erfolg der Fürstin in jener Richtung, nämlich den Erzherzog bis zum letzten Augenblicke glauben zu machen, daß durchaus kein Aufstand zu besorgen sei und alle auf denselben bezüglichen Berichte

des Lemberger Polizeidirektors und der Kreishauptleute nur durch übertriebenen Diensteifer hervorgerufene Hirngespinnste seien. Vergebens betheuerte der damalige Polizeidirektor von Lemberg dem Erzherzog, daß er auf einem Vulkan stehe, er lächelte nur dazu.

Als sich Anfangs Februar 1846 die Anzeigen, die Warnungen von allen Seiten mehrten, verlangte endlich der Erzherzog von der Wiener Regierung einige Regimenter zur Verstärkung der Truppen in Galizien. Kaum waren dieselben indeß in Marsch gesetzt, kam Kontreordre, es war der Fürstin S*** neuerdings gelungen, den Erzherzog zu beschwichtigen.

Da erschien der Polizeidirektor bei ihm und erklärte, es sei für ihn außer allem Zweifel, daß die Revolution im ganzen Lande und zwar in wenigen Tagen ausbrechen werde, es sei seine Pflicht, den Erzherzog nochmals zu warnen, damit noch rechtzeitig Anstalten getroffen werden können, dem drohenden Sturme zu begegnen.

„Sie wollen etwas sehen, was wir Alle nicht sehen," sagte der Erzherzog lächelnd, „und im Grunde glauben Sie selbst nicht an das Gespenst, mit dem Sie mich schrecken wollen."

„Kaiserliche Hoheit," erwiederte hierauf der Polizeidirektor, „glauben Sie meinem Schwure?"

„Gewiß."

„Nun dann," sprach der Polizeidirektor, indem er auf

den Betstuhl des Erzherzogs zuging und seine Hand auf das Kruzifix über demselben legte, „dann schwöre ich Ihnen, kaiserliche Hoheit, daß Sie in der Nacht vom achtzehnten auf den neunzehnten Februar im ganzen Lande angegriffen werden.“

Der Erzherzog erbleichte, der Moment hatte auf sein religiöses Gemüth den tiefsten Eindruck gemacht. Sofort berief er die Spitzen der Behörden und die Generalität und traf Anstalten. An dem nächsten Tage war jedoch Alles widerrufen.

Unter den Kreishauptleuten war es Ritter von Breinl in Tarnow, welcher schon im Herbste 1845 die drohende Bewegung erkannte, einige ihrer Fäden bloßlegte und darüber nach Lemberg berichtete. Man glaubte ihm aber ebenso wenig als der Lemberger Polizei, und zwar um so mehr, als ein zwar befähigter, aber leichtfertiger Beamter, Baron Sala, welcher in die westlichen Kreise entsendet worden war, mit den beruhigendsten Versicherungen nach Lemberg zurückkehrte. Der Erzherzog als Chef der galizischen Regierung erließ am siebenzehnten Februar, also einen Tag vor Ausbruch der Revolution, einen Erlaß an den Kreishauptmann von Tarnow:

„Auf Ihren Bericht vom 13. d. muß ich Ihnen erwiedern, daß, so sehr ich von der Aufmerksamkeit, mit der Sie die gegenwärtigen Ereignisse beobachten, und von der Richtigkeit der Auffassung derselben im

Allgemeinen überzeugt bin, ich doch diesmal Ihre in diesem Berichte geschilderten lebhaften Besorgnisse und die darin geäußerte Meinung, wonach der ganze Adel der westlichen Kreise und auch die Geistlichkeit der Regierung feindlich gegenüber stehe und einen allgemeinen Aufstand der Massen in einer Art vorbereite, daß an dessen baldigem Ausbruche nicht zu zweifeln sei, nicht theilen kann. Die Uebelgesinnten sind wohl nicht in dem Besitze derjenigen Mittel, die nöthig wären, um gegen die Autorität und das Militär einen Angriff zu wagen u. s. w."

Aber die Uebelgesinnten waren so unhöflich, die galizische Regierung schon am folgenden Tage zu dementiren und den Angriff zu wagen, welcher mit einem Schlage das Land in ihren Besitz gesetzt hätte, wenn nicht Alles an der historischen Treue des galizischen Bauers, polnischer wie russischer Nationalität, gescheitert wäre.

Das Schwert wendete sich nun gegen die, die es gezückt. Die Damen des Adels, die Fürstin S*** an der Spitze, hatten die Regierung so vollständig getäuscht, daß, als das Landvolk seine Sensen und Dreschflegel gegen den insurgirten Adel wendete und seine Bedrücker zu morden begann, es der Regierung überall an jenen militärischen Kräften fehlte, welche jetzt nicht mehr gegen den mißglückten Aufstand, wohl aber zum Schutze der Rebellen selbst so nöthig waren.

In Ostgalizien wurde der Losbruch glücklicherweise noch im letzten Augenblicke dadurch verhindert, daß der Polizeidirektor von Lemberg trotz Fürstin S*** und Baron Sala am 16. Februar fünfunddreißig Häupter der Verschwörung verhaftete und so das Blutvergießen verhinderte.

Nur in Horozani, unweit von Lemberg, gelang es einem Emissär, einen Insurgentenhaufen zu sammeln, welcher auch hier, wie überall, von den Bauern zersprengt wurde.

12.

Eine Smichover Odaliske.

In der Prager Vorstadt Smichov lebten vor etwa zwanzig Jahren zwei arme, aber ehrliche Menschen, welche sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes verdienten; er war in einer großen Buchdruckerei beschäftigt und seine Frau befaßte sich in den Stunden, welche ihr die häuslichen Arbeiten frei ließen, mit Anfertigung von Wäsche. Der Stolz und die einzige Freude des braven Paares war ihre Tochter Viteska, ein in kräftiger, üppiger Schönheit aufgeblühtes Mädchen von achtzehn Jahren, das die Leute mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen. Sie unterstützte ihre Eltern, indem sie bei einer Schneiderin arbeitete, und benützte ihre freie Zeit fleißig, um sich zu unterrichten und insbesondere in der Musik auszubilden. Ihre seltene Schönheit, sowie ihr sittenstrenges, bescheidenes Wesen machte sie

zum erklärten Liebling der Nachbarschaft, ja zu dem leuchtenden Stern der ganzen Vorstadt.

Wenn sie in die Stadt zur Arbeit ging, zog das hochgewachsene Mädchen mit dem herrlichen, energischen Kopfe einer altböhmischen Amazone, mit dem dunklen Haare von beispiellosem Reichthum, mit den glühenden und dabei doch sanften Augen, trotz dem ärmlichen Tuche, in das es eingewickelt war, doch oft weit mehr die Blicke der Vorübergehenden auf sich, als die graziösen, vornehm toilettirten Damen der Aristokratie. Nicht selten folgte ihr einer oder der andere der Löwen der schönen Moldaustadt bis zu ihrem Hause und versuchte es auch wohl, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber das resolute Mädchen verstand es, sich Jeden rasch vom Halse zu schaffen, sie bedurfte keines Schutzes, denn sie schützte sich selber tapfer vor jeder Unbill.

Eines Abends begegnete sie auf der Kettenbrücke einem Manne, dessen fremdartiges Wesen ihr einen Blick entlockte, in dem etwas wie Interesse, vielleicht mehr noch Ueberraschung lag. Es war ein schlanker, hübscher Mann mit feurigen Augen und schwarzem Bart; von der Sonne verbrannt machte er in seinem langen, kaftanartigen Rocke und dem rothen Fez, der auf seinem Kopfe saß, den Eindruck eines Orientalen, der Blick des schönen Mädchens entging ihm um so weniger, als er selbst von der seltsamen, zugleich dürftigen und königlichen Erscheinung gefesselt, stehen geblieben war und dieselbe in einer Art und

Weise mit seinen Augen verschlang, daß die sonst so unerschrockene Viteska die ihren niederschlagen mußte. Sie beschleunigte ihre Schritte, er folgte ihr; und je rascher sie ging um so rascher folgte er ihr. In einem engen dunklen Gäßchen der Vorstadt sagte er plötzlich mit einschmeichelnder Stimme: „darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, mein schönes Kind?"

„Sie sehen, daß ich groß genug bin mich zu bewachen," entgegnete Viteska rasch, „ich danke Ihnen und bitte, mich nicht weiter zu verfolgen, man kennt mich hier, es könnte also meinem guten Rufe schaden."

„O, Sie irren sich, Enkelin der tapferen Vlasta," rief der Fremde, „wenn Sie glauben, daß Sie mich so schnell los werden. Ich komme eben aus dem Orient und werde bald wieder dahin zurückkehren, reisen Sie mit mir, Sie scheinen ebenso klug, als sie schön sind, Sie werden dort Ihr Glück machen, ich wette ehe ein Jahr um ist, sind Sie mit Diamanten geschmückt und werden von Eunuchen und Sklavinnen bedient."

„Mein Herr, ich bin ein anständiges Mädchen" — sagte die Smichoverin stolz und versuchte wieder voraus zu eilen, aber schon war der Fremde wieder an ihrer Seite. „Sie sind geboren, zu herrschen," flüsterte er ihr zu. Glauben Sie mir, ich verstehe das, Sie werden, wenn Sie nur ein wenig Glück haben, sich zur Sultanin emporschwingen."

Das Mädchen gab ihm keine Antwort, sondern schritt rasch weiter.

„Hören Sie mich doch nur an," fuhr der Versucher fort.

„Ich will nichts hören, ich bin arm und deshalb glauben Sie, daß es Ihnen leicht werden wird, mich zu verführen" rief jetzt Viteska, „ich bin aber eben so rechtlich als arm und ich verachte ein Glück das ich mit meiner Schande erkaufen muß." Sie waren eben vor dem kleinen Hause angelangt, in dem ihre Eltern wohnten, rasch trat sie ein und schlug die Thüre hinter sich zu.

Als sie am folgenden Morgen in die Stadt ging, stand der Fremde schon an der Ecke der Straße, in der sie wohnte, und grüßte sie ehrerbietig.

„Gönnen Sie mir nur wenige Worte," begann er, „ich fühle mich verpflichtet, Sie wegen meines Benehmens von gestern um Verzeihung zu bitten."

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich ruhig meine Wege gehen," sagte das Mädchen, „was werden die Nachbarn von mir denken."

„Ich habe Sie nicht gekannt," fuhr er unbekümmert um ihren strafenden Blick fort, „Ihre außerordentliche Schönheit hat mich geblendet. Jetzt, wo ich weiß, daß Sie eben so charaktervoll und ehrenhaft als reizend sind, ist in mir der Wunsch rege geworden, Ihnen näher zu treten. Glauben Sie mir, ich habe die besten Absichten."

Das Unglück wollte, daß der kühne Fremde dem

schönen Mädchen gefiel, und so brachte sie es nicht über's Herz, ihn ganz abzuweisen.

„Wenn dies ihr Ernst ist," stammelte sie in reizender Verwirrung, „so verfolgen Sie mich nicht auf offener Straße, kommen Sie als Mann von Ehre in das Haus meiner Eltern und erklären Sie dort Ihre Absichten.

„Das will ich, und zwar auf der Stelle, wenn Sie wollen," rief der Fremde.

„Nein, nein," unterbrach ihn Viteska, „aber heute Abend, wenn es Ihnen gefällig ist."

Der Fremde verneigte sich und verließ sie um sie am Abende wirklich bei ihren Eltern aufzusuchen. Er stellte sich als Irennus Krisapolis, Kaufmann aus Smyrna, vor, sprach von seinen glänzenden Verhältnissen und erklärte endlich, er liebe Viteska mit aller Gluth seines Herzens.

„Das ist Alles schön und gut," sagte der bedächtige Vater, „aber wohin soll das führen. Ich kann Ihnen unter keiner Bedingung gestatten, meine Tochter zu besuchen. Eine solche Leidenschaft erlischt oft ebenso schnell als sie entsteht, und ein braves Mädchen ist bald um seine Ehre gebracht."

„Und wenn ich entschlossen wäre, Ihrer Tochter meine Hand zu reichen," fragte der Fremde nach kurzem Besinnen.

„Dann würde ich Sie an mein Kind weisen, gegen ihren Willen würde ich Viteska nie verheirathen," erwiederte der Vater.



Der Fremde faßte lebhaft die Hand des schönen Mädchens, er sprach in phantastischen Ausdrücken von seiner Liebe für sie, von dem Luxus, der sie in seinem Hause umgeben sollte, von der Wunderwelt des Orients, in die er sie zu führen gedachte, und Viteska willigte endlich ein seine Frau zu werden. Der Fremde betrieb nun mit einer Hast, welche Allen den besten Eindruck machte, seine Vermählung mit der schönen Smichoverin und lag während der Zeit, welche die Vorbereitungen in Anspruch nahmen, gleich einem demüthigen Sklaven zu ihren Füßen.

Nach der Trauung reisten die Neuvermählten ab. Sie versprachen, sofort nach ihrer Ankunft in Smyrna Nachricht zu geben. Es verging ein Monat, ein zweiter, ein dritter, ohne daß die Eltern, deren Angst von Tag zu Tag stieg, ein Lebenszeichen von ihnen erhalten hätten. Wieder vergingen Monate, und wieder kam keine Nachricht. Jetzt wendete sich der Vater, dem um sein Kind bange wurde, endlich an die Polizei.

Zuerst wurde der Konsul in Smyrna um Auskunft gebeten. Dieselbe lautete seltsam genug, ein Kaufmann Irennus Krisapolis, war in Smyrna absolut nicht bekannt, weder jetzt dort anwesend, noch je dort gewesen.

Von den verzweifelnden Eltern bestürmt, setzte die Polizei ihre Nachforschungen fort, aber lange ohne jeden Erfolg. Endlich kam etwas Licht in die Sache, aber kein erfreuliches. Die Polizei in Pesth meldete, daß ein Mann,

auf den die Personsbeschreibung des Gatten der schönen Smichoverin vollkommen paßte, vor Kurzem aus der ungarischen Hauptstadt zwei Mädchen in die Türkei entführt habe, offenbar um dort mit dieser vielbegehrten, kostbaren Waare Handel zu treiben, und sich, als die Behörde ihm auf der Spur war, durch rasche Flucht der strafenden Gerechtigkeit entzogen habe. — — —

Vier Jahre sind seit dem räthselhaften Verschwinden der schönen Smichoverin verflossen, da begegnen sich in einer engen Straße von Damaskus zwei Menschen, Mann und Weib, kaum minder seltsam als damals der griechische Kaufmaun und Viteska auf der Prager Kettenbrücke. Der Mann mit dem schwarzen Barte, dem rothen Fez und dem langen grünen Kaftan ist niemand Anderer als Irenäus Krisapolis, es scheint ihm gut zu gehen, er hat mit unnachahmlichen Behagen seine Hände in dem rothen Schawl stecken, mit dem er umgürtet ist, hinter ihm geht ein Neger mit einem großen Sonnenschirm und ein zweiter trägt ihm den Tschibuk nach. Ihnen entgegen kommt in einer Sänfte, welche vier Sklaven tragen, eine vornehme Türkin, gleich einem Gespenste ganz in weiße Schleier gehüllt, aus denen nur ein Paar große, dunkle, drohende Augen den hübschen Kaufmann anblitzen.

Er lächelt, er glaubt Gnade gefunden zu haben vor den Augen einer morgenländischen Huri und das schmeichelt

ihm, aber bald hat er die seltsame Schönheit im Gedränge verloren und beinahe ebenso rasch vergessen.

Am folgenden Abende kommt jedoch zu seiner nicht geringen Ueberraschung ein Verschnittener des Paschah und heißt ihn folgen. Er führt ihn in den Palast des mächtigen Stellvertreters des Sultans, der selbst ein unumschränkter Despot im Lande gebietet. Sie gehen durch enge, dunkle Gänge, Vorhänge theilen sich und rauschen hinter ihnen wieder zusammen. Jetzt stehen sie in einer großen Rotunde, deren Mitte ein herrlicher Springquell einnimmt, während längs der Wände rothe Divans laufen. Hier heißt der Verschnittene ihn warten und verläßt den Kaufmann.

Noch zerbricht er sich den Kopf, was dies Alles zu bedeuten habe, als plötzlich ein hohes gebieterisches Frauenbild vor ihm steht. Wieder blitzen ihn ein Paar große, dunkle, drohende Augen durch einen weißen Schleier an, während ihn der grüne, goldgestickte Kaftan belehrt, daß es, wenn nicht die Gemahlin des Pascha's, doch mindestens die Favorite desselben ist, vor der er steht.

Demüthig wirft er sich auf die Knie und neigt, die Arme auf der Brust gekreuzt, das Haupt bis zur Erde vor ihr.

Da ertönt ein helles höllisches Lachen und wie er überrascht zu der schönen Odaliske aufblickt, schlägt sie den Schleier zurück. Er stößt einen Schrei aus.

Vor ihm steht sein Weib, sein betrogenes verkauftes Weib. —

„Kennst Du mich?“ fragte sie mit ruhiger Würde.

„Viteska!“

„Ja, so nannte ich mich als Deine Frau,“ entgegnete sie rasch und verächtlich; „jetzt als die Gemahlin des Paschah heiße ich Sarema. Du hast wohl nicht erwartet, mich so wiederzufinden, als Du mich in Varna an einen alten, nur noch halblebendigen jüdischen Wüstling verkauftest, Elender. Du siehst, ich bin in bessere Hände gekommen, ich habe mein Glück gemacht, wie Du es mir prophezeit hast. Nun? was erwartest Du von mir, welchen Dank, welchen Lohn?“

Der Unglückliche lag vernichtet zu den Füßen des Weibes, das er so unglaublich hintergangen, und fand keine Worte, er sah sich verloren und hatte nicht einmal den Muth, um Gnade zu flehen.

„Du verdienst den Tod, Schurke,“ fuhr Sarema jetzt fort, „Du bist in meiner Hand, und ich kann mit Dir anfangen was mir gefällt, der Paschah hat Deine Bestrafung ganz mir, mir allein überlassen. Ich sollte Dich auf den Pfahl stecken lassen und mich an Deinen Todeszuckungen belustigen. Es wäre die geringste Entschädigung für so viele Jahre der Erniedrigung, die ich Dir zu danken habe.“

„Erbarmen, Viteska! Erbarmen!“ schrie der Elende, jetzt am ganzen Leibe zitternd, auf und hob flehend die Hände zu ihr empor.

Die Odaliske antwortete mit einem Lachen, in dem die ganze Grausamkeit eines beleidigten verrathenen weiblichen Herzens wiederklang. Es schien ihr Vergnügen zu machen, den Mann, den sie geliebt und der sie so schmachvoll verschachert, in seiner Todesangst zu sehen, wie er, um sein Leben winselnd vor ihr kroch und ihre Kniee umfaßte.

Endlich schien sie milder gestimmt.

„Ich will Dir das Leben schenken, Elender," sagte sie, „aber straflos darfst Du nicht ausgehen." Sie klatschte in die Hände. Vier schwarze Verschnittene traten ein und ergriffen den elenden Gatten der schönen Favorite, den sie in einem Augenblick an Händen und Füßen gebunden hatten.

„Ich habe mich anders entschlossen; ich werde ihn nicht tödten," sagte Sarema mit einem Lächeln, das dem Verräther das Blut in den Adern erstarren machte, „aber gebt ihm die Bastonade, hundert Hiebe, ich werde dabei stehen, und sie zählen."

„Um Gotteswillen," jammerte der Kaufmann, „das halte ich nicht aus."

„Wir werden sehen," sagte die Favorite kalt, „und stirbst Du wirklich, so war es Dir eben vom Schicksal bestimmt, ich nehme mein Wort nicht zurück."

Sie ließ sich auf den Polstern nieder und begann aus einer langen Pfeife zu rauchen, welche ihr eine Sklavin knieend reichte. Auf ihren Wink banden die Eunuchen den

Unglücklichen an die verhängnißvolle Stange, mittelst welcher die Fußsohlen des Verurtheilten emporgehoben werden, und begannen dann die furchtbare Exekution.

Schon beim zehnten Hiebe begann der Kaufmann gleich einem wilden Thiere zu brüllen, aber sein verrathenes Weib blieb ungerührt, gleichgültig blies sie die blauen Rauchwolken in die Luft und beobachtete, gestützt auf ihren herrlichen Arm, der sich nachlässig in den dunklen Aermel schmiegte, mit unbarmherziger Heiterkeit seine vom Schmerz verzerrten Züge.

Bei den letzten Hieben stöhnte er nur noch leise, dann schwanden seine Sinne. — — —

Wieder ein Jahr später wurde der Händler mit schöner Frauenwaare in einer Stadt Oesterreichs bei seinem schändlichen Gewerbe betreten, und von der Polizei dem Gerichte übergeben. Er legte ein umfassendes Geständniß ab. Durch dasselbe erhielten die Eltern der schönen Smichoverin endlich Gewißheit über das Schicksal ihrer Tochter. Da sie dieselbe glücklich und vom Luxus umgeben wußten, machten sie keinen Versuch, sie aus den Händen des Paschah zu befreien, der ein echter Muselmann, der Sklave seiner schönen Sklavin geworden war.

Der elende Gatte der Smichover Odaliske wurde, nachdem er seine Kerkerstrafe überstanden hatte, über die Gränze gebracht. Sein schmachvolles Gewerbe blüht aber

heute noch trotz aller Gegenmaßregeln der Polizei und der Konsulate und liefert jedes Jahr den Harems des Orients insbesondere aus Böhmen und Ungarn jene üppigen Roxolanen, welche in den Augen des Moslims den schlanken Cirkassierinnen den Preis der Schönheit mehr als streitig machen.

13.

Der entlarvte Aristokrat.

Lange vor der Reform des alten Paßwesens in Oesterreich war dasselbe von der öffentlichen Meinung und der Polizei selbst verurtheilt. Die Erfindung des Passes und der Meldung wäre die Erfindung der Erfindungen, wenn sie nur — ausführbar wäre. Um unter tausend ankommenden Fremden Einen politischen Emissär oder Verbrecher zu entdecken, müssen tausend unbescholtene Leute sich den Paßplackereien unterziehen.

Paßvorschriften und Meldungswesen haben niemals zur Entdeckung gefährlicher Emissäre und Glücksritter geführt, im Gegentheil, deren Entdeckung hat stets nur den Beweis geliefert, wie leicht und sicher man unter dem Schutze eines falschen Passes konspiriren oder betrügen kann. Der politische Agent geht, als reisender Handwerks=

bursche, französischer Tanzlehrer oder Sprachlehrer legitimirt, unbeachtet durch das Land, dem Gauner öffnet sein aristokratischer Paß die Salons der vornehmen Welt und die Kassen der vorsichtigsten Geldmäkler. Die pikantesten Enthüllungen hat uns der preußische Polenprozeß des Jahres 1846 gebracht. Wir haben da erfahren, mit welchen vortrefflichen Pässen polnische Emissäre versehen waren, Pässe, an denen bis auf den Namen Alles richtig war: Signalement, eigenhändige Unterschrift, Zeugniß und Siegel der Behörde. So gelangte Ludwig von Mieroslawski Anfangs März 1845 mit einem Passe auf den Namen: „Paul Victor Secourger, Colorist" lautend, aus Frankreich nach Posen, um daselbst, von der preußischen Polizei unbehelligt, die Revolution von 1846 zu organisiren, kehrte ungestört nach Versailles zurück, um der polnischen Regierung persönlich Bericht zu erstatten, und kam ebenso ungestört im Dezember desselben Jahres mit demselben Passe wieder nach Posen, um sich an die Spitze der Revolutionsarmee zu stellen. Von Posen aus reiste er auf einen von der Polizeidirektion zu Krakau auf den Namen „Franz Szatkowski" ausgestellten Paß nach Krakau, um mit den galizischen Führern den Operationsplan zu verabreden und die Revolutionsregierung zu installiren, worauf er ebenso ungestört auf seinen Posten in Posen zurückkehrte. Nicht das vortreffliche preußische Paßwesen, sondern die Unvorsichtigkeit einzelner Verschworener führte

kurz vor dem Ausbruche des Aufstandes Mieroslawski's Entdeckung und Verhaftung herbei.

Ein lustiges Paßgeschichtchen passirte in Lemberg in den Dreißiger Jahren. Eines Tages stand auf der Liste der Angekommenen ein Landgraf von Fürstenberg. Er erschien persönlich im Paßbureau, ein junger, elegant gekleideter Mann, von gewinnendem Aeußeren und offenherzigem Benehmen. Sein Paß war für Oesterreich und Rußland giltig. Er ließ sich sofort mit dem Beamten in ein längeres Gespräch ein, in welchem er die Lustigkeit, den Witz eines echten Wieners verrieth und äußerte, daß er seine Reise zu keinem anderen Zwecke mache, als die Welt zu sehen und sich zu unterhalten. Er blieb vorläufig in Lemberg. Die freundliche Stadt mit breiten Gassen, gutem Theater, reizenden Frauen schien ihn gegen seine anfängliche Absicht zu fesseln. Der Landgraf erregte aber auch seinerseits das Interesse der Bevölkerung, er war nach der neuesten Mode gekleidet, etwas auffallend frisirt, warf mit Dukaten und Zwanzigern herum und unterhielt durch seine guten Einfälle. Er war mehr als zwei Wochen in Lemberg, als der Polizeidirektor, welcher ihm in keinem der vornehmen Salons begegnet war, dem Landgrafen mehr Aufmerksamkeit zu schenken begann.

Die Beamten des Paßbureau's sahen den jungen Kavalier gerne bei sich eintreten und hörten ihn gerne plaudern, Wiener Witze zum Besten geben, Anekdoten

erzählen. Der Landgraf hatte eine elegante Wohnung gemiethet, speiste in dem ersten Gasthofe, besuchte das Kaffeehaus und das Theater, aber nicht Ein aristokratisches Haus. Dies war auffallend. Er kam sogar, wie gesagt, in das Paßbureau, um sich die Zeit zu vertreiben; er kaufte ein Buch über Rußland, um sich über Land und Leute, Sitten und Brauch zu unterrichten. Warum besuchte er nicht die Häuser des polnischen Adels, wo er die glänzendste Unterhaltung und auch genügende Belehrung über russische Verhältnisse gefunden hätte? Warum verkehrte er mit Polizeibeamten und schönen Jüdinnen und hielt sich gerade jenen Kreisen fern, denen er zunächst angehörte und denen es in Polen nie an schönen und eroberungslustigen Frauen gefehlt hat? Endlich entdeckte man eine aristokratische Beziehung. Es lebte zu jener Zeit eine Dame in Lemberg, welche durch ihren Adelsstolz die Lachlust der aristokratischen wie der bürgerlichen Kreise gleichmäßig reizte. Sie hatte sich, nachdem die erste Liebesleidenschaft verflogen war, nur deshalb von ihrem Manne getrennt, weil er nur — Baron war und sie, die Gräfin, es nicht länger ertragen konnte, sich „Frau Baronin" schelten zu lassen. Diese Dame war auch nur deshalb so ziemlich tugendhaft, weil sie selten einen ebenbürtigen Verehrer fand. Jetzt kam der junge, blühende, ebenbürtige Landgraf Fürstenberg, sie sah ihn, die Grafenkrone auf seiner Visitkarte, und er siegte. Indeß dies zerstreute die Bedenken des Polizeidirektors noch nicht.

Er ließ den Landgrafen ersuchen, ihn mit einem Besuche zu erfreuen. Der verdächtige Aristokrat erschien, nahm Platz und war bald in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt. Sein Deutsch war stark wienerisch, er kam in Verlegenheit, als der Polizeidirektor ihn französisch ansprach, er war nicht einer fremden Sprache mächtig, bewies mehr Verstand als Bildung, seine Manieren waren weder fein noch edel. Dies Alles war jedoch noch kein Beweis gegen die Echtheit seines aristokratischen Wesens. Schon erhob er sich, um das Bureau zu verlassen, schon war er der Schwelle nahe, als er seinen neuen Hut mit dem — Aermel zu bürsten begann.

In demselben Augenblicke faßte ihn der Polizeidirektor beim Arme und sagte fest: „Sie sind kein Landgraf von Fürstenberg.“

Ein Landgraf konnte ungebildet, ein Landgraf konnte ungezogen sein, aber er konnte seinen neuen Hut nicht — mit dem Aermel bürsten.

Der entlarvte Aristokrat war bestürzt, das Blut schoß ihm in's Gesicht, er sammelte sich jedoch rasch und hielt seine Angabe aufrecht. „Ich werde Ihnen den Beweis nicht schuldig bleiben,“ entgegnete der Polizei-Chef, hieß den Landgrafen warten und begab sich in das nahe General-Commando. Der Adjutant des commandirenden Generals kannte die Fürstenbergs. Der Polizeidirektor ersuchte ihn, den zweifelhaften Landgrafen zu agnosciren. Als sie in das Bureau, in welchem derselbe gewartet, eintraten, rief der

Adjutant sogleich: „Sie sind kein Fürstenberg, Sie sind ein Betrüger!"

„Machen Sie mich nicht unglücklich," rief der entlarvte Aristokrat, „ich bin keines von Beiden, ich will Alles gestehen."

Der Polizeidirektor nahm ihn sofort in's Verhör. Es erwies sich, daß er wirklich weder ein Landgraf, noch ein Betrüger sei. Er war aus Wien, bürgerlicher Herkunft, und hatte — die Normalschulen studirt. Dann war er in Wien in eine Handlung als Lehrling getreten und erlangte die Charge eines Commis. Unerwartet starb seine Tante, er erbte mehrere tausend Gulden, und beschloß, zu reisen und sein Leben zu genießen. Da er Beides als Landgraf von Fürstenberg angenehmer thun zu können glaubte, streifte er den Commis ab, ein bekannter Student verschaffte ihm den Immatrikulationsschein eines an der Wiener Hochschule studirenden Fürstenberg, und es wurde ihm nicht schwer, mit demselben einen Paß zu erhalten und, als Aristokrat legitimirt, seine Reise anzutreten. Er hatte seine Reiseurkunde in keiner Weise mißbraucht, eine eigentlich böse Absicht konnte ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Das Wiener Kind wollte sich „einen Jux" machen, der ihm übel bekam. In höherem Auftrage wurde er nach Wien zurückgeschickt und dort zu mehrwöchentlichem Arreste verurtheilt.

14.

Ein interessantes Duell.

Eine andere Geschichte, welche in den Vierziger Jahren die vornehmen Kreise alarmirte, ist geeignet, die Geschichte der Duelle und die österreichische Gesetzgebung gleich interessant zu illustriren. Ein Engländer, welcher in jener Zeit vor dem Prager Mauthhause eine Tafel fand: „Hier ist das Rauchen verboten," seine theuere Cigarre wegwarf und im Mauthhause Alle, vom Chef bis zu dem letzten Packer herab, rauchen sah, fragte in allem Ernste, wozu man in Oesterreich Gesetze gebe? —

War es denn mit den Duellen anders, über denen, nebenbei gesagt, noch heute Strafbestimmungen schweben, die dringend einer mildernden Aenderung bedürfen? Wer ist in Oesterreich für ein Duell gestraft worden, er müßte denn zufällig ein falscher Landgraf gewesen sein, der seine adelige Anwandlung mit Arrest zu büßen hatte?

In jenen Tagen galt die Gemahlin eines höheren österreichischen Beamten als eine der reizendsten Damen der Lemberger Gesellschaft: die schöne Gräfin erregte durch die Huldigungen, welche ihr zu Theil wurden, und ihrer glänzenden Toilette wegen gleichmäßig Aufsehen. Im Theater richteten sich Blicke und Operngläser mit Vorliebe auf ihre Loge, sie bot der Stadt immer neuen Unterhaltungsstoff, man machte sie zur Heldin allerliebster kleiner Abenteuer. Ihr Gemahl war ein lebenslustiger Kavalier. Er liebte leidenschaftlich Pferde und — Karten. Beim Spiel gerieth er in Streit mit einem Major und richtete eine Herausforderung an ihn. Man war auf den Ausgang gespannt.

Es war bekannt, daß der Major ein Duell ausgeschlagen hatte und bald darnach aus Italien nach Lemberg übersetzt worden war. Er war ein Feind des Duells aus — Prinzip. Man nahm ihm dies in militärischen Kreisen sehr übel, aber jetzt war man gezwungen, daran zu glauben, denn er sprach noch einmal seine Ueberzeugung dagegen aus, aber — nahm die Herausforderung an.

Der Graf war als ausgezeichneter Säbelfechter bekannt und das Duell war — um sicher vor Entdeckung zu sein — auf Säbel contrahirt.

Der Graf verlangte Kampf bis zur vollständigen Kampfunfähigkeit, und noch auf dem Kampfplatze, als der Major meinte: „der Stich ist wohl ausgenommen,“ rief er ein lautes „Nein!“ Der Major verbeugte sich kalt.

Die Vorbereitungen waren rasch beendet, die beiden Gegner standen sich gegenüber. Das Zeichen wurde gegeben und der Zweikampf begann. Der Graf war wirklich ein vorzüglicher Fechter, die Klinge flog nur in seiner Faust; er attaquirte mit Feuer und umkreiste seinen Gegner, indem er ihn im raschen Wechsel der Stellung von allen Seiten bedrohte. Es war jedoch ein Nachtheil des Grafen, daß der Major kein Kunstfechter, daß er nicht im Stande war, auf seine Finten einzugehen! Doch war er behende in Sprung und Parade und wich glücklich jedem Hiebe des Grafen aus. Je mehr dieser seine Kunst, seine Berechnung an der elastischen Natur, dem kalten Muthe des Majors scheitern sah, umsomehr verlor er seine Selbstbeherrschung, seine Ruhe. Das künstliche Feuer des Angriffs wurde zum leidenschaftlichen Eindringen; er wurde heftig, ungestüm, er drängte den Major, und seine Hiebe fielen hageldicht auf die Klinge desselben.

Kam der Major an die Wand, so konnte dies für ihn verhängnißvoll werden; im Bemühen, dieser Situation auszuweichen, stolperte er und fiel. Der Graf, den Leidenschaft und Hitze des Kampfes hingerissen hatten, hieb in demselben Augenblicke mit voller Kraft nach dem Kopfe des Majors. Der aber fing, am Boden liegend, den furchtbaren Hieb auf und stieß rasch dem Grafen den Säbel in den Leib.

Der Graf wankte zurück, drehte sich einen Moment, dann entsank der Säbel seiner Faust und er selbst fiel

lautlos, wie todt zu Boden. Der Arzt, die Zeugen sprangen herbei, ihm Hilfe zu bringen, der Major raffte sich auf, Jeder legte Hand an, der Arzt rief: „Der Graf stirbt“ — die Verwirrung war allgemein. Man legte rasch einen Verband an und versuchte Alles, den Verwundeten zur Besinnung zu bringen. Es gelang endlich, er fühlte sich tödtlich getroffen und verlangte nach Hause gebracht zu werden, er wollte seine Frau, seine Kinder sehen. Auf das Drängen des Arztes verließen der Major und die Zeugen rasch den Kampfplatz. Es war noch sehr früh am Morgen, die Gassen nicht belebt, und wer etwa auf den Beinen war — Dienstbote oder Jude — dem lag die Vermuthung eines Zweikampfes ferne. Der Arzt ließ eine Tragbahre kommen und den Grafen eilig in seine Wohnung schaffen; als man ihn über die Treppe trug, rann das Blut die Stufen herab.

Seine Gemahlin warf sich verzweifelt über ihn. Die Kinder weinten. Der Graf war indeß vom Glück begünstigt. Obwohl es schien, als hätte er nur wenige Stunden zu leben, war er in nicht langer Zeit vollständig hergestellt.

Er hatte die alte Duellregel gehörig befolgt, am Abend vorher wenig, am Morgen des Rendezvous nichts zu sich genommen, es waren die Gedärme also schlapp und elastisch. Der Säbel war zwar tief in die Bauchhöhle eingedrungen, hatte aber keinen edlen Theil verletzt, und die gesunde, kräftige Natur des Grafen überwand das Uebrige. Es hatte die furchtbare Verwundung auch nicht die geringsten Folgen.

Der Graf war, als die Wunde verheilt war, ebenso heiter und lebenslustig wie vorher. —

Das Duell machte natürlich ein ungeheueres Aufsehen. Man sprach lange Zeit von nichts Anderem und wollte der ganzen Geschichte einen poetischen Reiz geben, indem man die schöne Gräfin wieder zur Heldin derselben machte. Diesmal that man ihr jedoch entschieden Unrecht und die pikante Lüge wurde rascher, als es vielen schönen Seelen lieb war, als Lüge aufgedeckt.

Der Zweikampf hatte, obwohl alle Welt ihn mit sämmtlichen Einzelheiten auswendig wußte, für die Betheiligten nicht einmal eine Untersuchung zur Folge. Es verstand sich von selbst, daß die Behörden davon keine Notiz nehmen durften.

Und der Major? Niemand wagte mehr daran zu zweifeln, daß er jenes Duell in Italien aus Prinzip ausgeschlagen. Er hielt fest daran, daß der Muth des Soldaten sich auf einem anderen Felde zu zeigen habe, und das Schicksal war ihm günstig, es gab ihm rasch nacheinander Gelegenheit, im galizischen Aufstande, auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns seine Kühnheit und seine glänzenden militärischen Fähigkeiten zu zeigen. Mehr als eine feindliche Kugel traf ihn, mehr als einen Sieg dankt ihm Oesterreich und nennt ihn, trotz dem Unglück von Königgrätz, einen seiner tüchtigsten und populärsten Generäle.

15.

Die schöne Marketenderin.

Es war in einem der letzten Kriege an einem glänzenden Siegestage deutscher Waffen, spät Abends, als der Kanonendonner verklungen war, die ermüdeten Kämpfer sich ringsum auf der blutigen Erde gelagert hatten, und ihre Wachtfeuer in weitem Kreise aufloderten. Ein Corps vor allen anderen, hatte sich mit Ruhm bedeckt, die wichtigsten Positionen des Feindes mit stürmender Hand genommen, dafür aber auch die empfindlichsten Verluste erlitten; sein Kommandant, ein tapferer Prinz aus einem deutschen Hause, hatte an der Spitze seiner Soldaten ein glänzendes Beispiel gegeben, jetzt ritt er langsam durch ihre Reihen, um die Tapferen durch herzliche Worte zu belohnen, die Verwundeten zu trösten, da und dort einen ihm persönlich bekannten

braven Gefallenen zu betrauern. Zuletzt kam er müde, hungrig und durstig an das Bivouac eines Jägerbataillons, stieg vom Pferde und verlangte ein Gläschen Wein. Schnell war die Marketenderin herbeigerufen, trat mit ihrem Fäßchen heran und credenzte dem erlauchten General mit einem kecken Lächeln den begehrten Trunk. Der Augenblick sollte für die Zukunft Beider entscheidend sein.

Nachdem der Prinz das Glas geleert, blieb er, von dem drallen, hübschen Mädchen gefesselt, stehen und begann demselben ziemlich ungenirt, angesichts seiner Soldaten, den Hof zu machen. Die Marketenderin war aber auch im vollsten Sinne des Wortes das, was man eine Lagerschönheit nennen könnte, hoch gewachsen, mit vollem Busen, runden Armen, einem scharf geschnittenen Racekopf, großen, lebhaften, schwarzen Augen und reichem dunklen Haar. Es war eine Erscheinung, die nicht blos gemeine Soldaten und Troßknechte begeistern, sondern jedem Manne gefallen konnte, nur daß den klugen, erfahrenen Weltmann ein präpotenter Zug von Frechheit in ihrem Gesichte warnte, ja abschreckte. Nun war unser Prinz gewiß, weder unerfahren, noch unklug, aber erschrecklich — blasirt, und so zog ihn bei der schmucken Dirne gerade das an, was vielleicht jeden anderen Mann aus den gebildeten Ständen abgeschreckt hätte. Die Scene am Lagerfeuer endete damit, daß der General den Arm um die üppige Hüfte der Marketenderin schlang und sie herzhaft auf die rothen Lippen küßte, während sie ihm zuerst

mit einem schamlosen Lachen und dann mit einer derben Ohrfeige antwortete.

Der Prinz war einen Augenblick vollkommen verblüfft, dann lachte er gleichfalls und ließ seinen Adjudanten den Namen der Marketenderin in sein Notizbuch schreiben.

In der Armee wurde an den folgenden Tagen von dem pikanten heiteren Vorfall viel gesprochen, dann schien derselbe vergessen und mit ihm die schöne Marketenderin. Der Friede wurde geschlossen und die Truppen bezogen wieder ihre Garnisonen. Der Prinz bekam das Commando in einer größeren Provinz. Nicht lange, nachdem er sich in der Hauptstadt derselben eingerichtet hatte, erschien in derselben eine Dame, welche durch reiche und extravagante Toilette und ein ziemlich kühnes Benehmen die Blicke Aller auf sich zog und in Offizierskreisen als die Maitresse des Prinzen-Generals bezeichnet wurde. Es währte nicht lange, und ein Unteroffizier erkannte in der glänzenden Unbekannten die ehemalige schöne Marketenderin, welche das Herz des Prinzen durch eine resolute Bewegung ihres kräftigen Händchens erobert hatte. Die hübsche Dirne, welche früherer Zeit in der Residenz Frau Venus der schönen Teufelin, als Priesterin gedient hatte, und dann mit Soldaten und Soldatenpferden durch dick und dünn gewatet war, mit ihnen auf der feuchten blutigen Erde geschlafen hatte, wohnte jetzt als die Kommandantin eines kommandirenden Generals wie eine Fürstin und lebte, von beispiellosem Luxus

umgeben, das phantastische Leben einer türkischen Sultanin. Ihr Uebermuth kannte keine Grenzen. Sobald sie einmal die Entdeckung gemacht hatte, daß gerade die Gemeinheit ihres Wesens, vor Allem ihre unglaubliche Frechheit den höchsten Reiz für den sonst so verwöhnten, geschmeichelten, blasirten Prinzen hatte, beutete sie ihren Vortheil rücksichtslos aus und bereitete ihm tausend kleine Verlegenheiten.

Zu gleicher Zeit faßte sie einen verwegenen Plan, sich den Besitz ihres erlauchten Anbeters für immer zu sichern, und führte denselben mit unglaublichem Raffinement und empörender Heuchelei durch. Nachdem ein halbes Jahr etwa verflossen, und sie ihrer Macht über den Prinzen vollkommen sicher war, machte sie ihm eines Abends, mitten in dem Gekose einer Schäferstunde, das süße Geständniß, daß sie sich von ihm Mutter fühle.

Es war eine Lüge.

Aber es blieb nicht dabei. Die schöne Marketenderin zögerte keinen Augenblick, zu der Lüge noch den abgefeimtesten, niederträchtigsten Betrug hinzuzufügen.

Es begann die zugleich lächerlichste und traurigste Komödie, und die ehemalige Soldaten-Venus spielte dieselbe so vorzüglich, daß nicht allein der Prinz, ihr Anbeter, sondern alle Welt, ja sogar die nächste Umgebung der frechen Betrügerin getäuscht wurde. Der erlauchte Vater schwamm in Seligkeit und trug sich bereits mit allerlei Plänen für die

Zukunft seines Sohnes, denn daß es ein Sohn sein werde, war für ihn außer Zweifel, und zum Glücke war die schöne Marketenderin in der Lage, seinen heißen Wunsch erfüllen zu können.

Da sie sehr gut wußte, daß der Prinz durch sein Commando an die Hauptstadt der Provinz gebunden war, erklärte sie ihm einen Monat vor ihrer fingirten Niederkunft, daß sie um dem Gerede böser Zungen zu entgehen, dieselbe an einem anderen entfernten Orte erwarten wolle, und der Prinz war verblendet genug, ihre Absicht nicht zu merken, und schwach genug, auf ihren Vorschlag einzugehen. Sie reiste hierauf zu ihren Eltern, welche tief in Ungarn, in einem kleinen Städchen, lebten, um von einem Besuche ihres Anbeters in dem entscheidenden Augenblicke vollkommen sicher zu sein, aber die Leidenschaft, die Zärtlichkeit des Prinzen für die schöne Marketenderin war so groß, daß er wenige Tage von der Katastrophe Urlaub nahm, um zu ihr zu eilen. Sie wäre nun verloren gewesen, wenn er sie nicht zu seinem Schaden durch ein Telegramm von seiner bevorstehenden Ankunft verständigt hätte.

Nun hieß es rasch handeln. Die Betrügerin kaufte einer Bäuerin in der Nähe ihr neugeborenes Kind für eine große Summe förmlich ab, und als der Prinz ankam, lag die schöne Marketenderin im Wochenbett und neben ihr in der Wiege ein hübsches, gesundes Knäblein.

Die Freude des erlauchten Vaters war grenzenlos. Es fand eine feierliche Taufe statt, Mutter, Kind und die ganze Verwandtschaft wurden wahrhaft fürstlich beschenkt; der beispiellose Betrug war gelungen, der Prinz mit unzerreißbaren Banden an das schlechteste Geschöpf der Welt gekettet für immer.

Zuerst kehrte der Prinz in die Stadt zurück, in der er sein Commando hatte, dann nach einigen Wochen auch das Weib, das er liebte, und das ihn so schmählich hintergangen hatte. Die schöne Marketenderin begnügte sich indeß nicht mit diesem glänzenden Erfolge. Sie spielte die Komödie mit unerhörter Kühnheit weiter, erschien in den prachtvollsten Kleidern auf der Promenade mitten unter den Damen der Aristokratie und ließ sich das Kind von einer auffallend kostümirten, schmucken ungarischen Amme nachtragen. Vergebens bat der Prinz sie, es zu unterlassen, von einem Befehl von seiner Seite ihr gegenüber war ja längst nicht mehr die Rede. Je mehr er ihr Vorstellungen darüber machte, daß sie ihn compromittire, um so rücksichtsloser that sie es, sie wollte ihn blosstellen seinen Untergebenen, der Welt, dem Hof gegenüber, um ihn zu einer Heirath zu zwingen.

Vorläufig beschloß sie aber, ehe sie die letzte Karte ausspielte, für alle Fälle ihre Zukunft sicher zu stellen.

Eines Abends erklärte sie ihrem erlauchten Anbeter, daß sie, so schmerzlich es auch für sie sei, sich gezwungen sehe, die Beziehungen zu ihm zu lösen, sie sei das ihrem Kinde schuldig. Ein vornehmer Russe, der sie bis zum Wahnsinn liebe, habe ihr seinen Namen, seine Hand und ein Heirathskontrakt angetragen, welcher ihr und ihrem Kinde den vollen Besitz seines großen Vermögens sichere.

Der Prinz erschrak, er fühlte sein Leben bereits so sehr mit jenem des frechen, selbstsüchtigen Weibes verwachsen, daß er den Gedanken, sie zu verlieren nicht mehr fassen konnte. Er warf sich der Betrügerin zu Füßen, und beschwor sie, ihn nicht zu verlassen; nun konnte sie die Bedingungen dictiren. Sie verlangte 20,000 Fl. für sich, ebensoviel für ihr Kind, und zwar binnen 14 Tagen, und sie zwang ihrem erlauchten Anbeter das feierliche schriftliche Versprechen ab, daß er sie heirathen werde, sobald er die Bewilligung des Hofes dazu erhalte. Einen so raschen und so vollständigen Triumph hatte sie nicht erwartet.

Jetzt kannte sie keine Schranken mehr, und ihr Leben wurde zügellos wie das einer Messalina. Ganz offen und schamlos — sie wußte ja, daß die Qualen der Eifersucht ihren blasirten Anbeter nur reizen würden — empfing sie in ihrem Hause ihre Günstlinge, nicht etwa junge elegante Offiziere oder schwärmerische Studenten, sondern herkulische

Unteroffiziere, Kunstreiter und Thierbändiger und feierte mit ihnen und gemeinen Weibern lärmende Orgien, welche die nächtliche Ruhe der Nachbarschaft störten. Einmal als es zu toll wurde, trat plötzlich der Prinz im Schlafrock aus ihrem Schlafgemach heraus, und wies die vom Wein erhitzten Gemüther zur Ruhe. Sie aber schob ihn aus dem Zimmer hinaus und sperrte ihn ein, um von seiner nochmaligen Intervention sicher zu sein.

Aehnliche Scenen wiederholten sich beinahe täglich, alarmirten die Gesellschaft, die Bevölkerung, setzten den Prinzen in den Augen der ihm untergebenen Soldaten herab und machten endlich den Hof auf das Verhältniß aufmerksam. Zuerst kam eine leise Mahnung herab, die Sache nicht so auffallend zu machen.

Der Prinz machte seiner Geliebten von der betreffenden Correspondenz Mittheilung und schloß sich in seiner schüchternen Weise den Wünschen seiner erlauchten Familie an. Doch die Wirkung war eine verkehrte. Mit einem Male schienen alle Furien in der Brust der schönen Marketenderin entfesselt.

Sie begann noch auffallendere Toiletten zu tragen und sich noch auffallender zu benehmen. Bisher hatte sie sich begnügt, auf der Promenade den Zorn der aristokratischen Damen zu erregen, jetzt begann sie zu reiten, und versäumte es nie, sie selbst in dem excentrischesten Kostüme, ihr Pferd

dort zu tummeln, wo die Crême der Gesellschaft beisammen war, sie kaufte Pferde und Wagen, fuhr den halben Tag herum und kutschirte trotz einer adeligen Amazone selbst. Im Theater miethete sie eine Loge im ersten Range und erschien hier Abend für Abend, von Diamanten strahlend, zum Aergerniß aller Kreise, richtete ihr Opernglas beinahe unausgesetzt auf den Prinzen, und wenn sie guter Laune war, nickte sie ihm sogar zu, unbekümmert um den Eindruck, den dies auf die Zuseher machte, unbekümmert auch um die ärgerlichen Falten auf der Stirne ihres erlauchten Anbeters.

Im Karneval besuchte sie, da ihr Prinz doch nicht im Stande war, ihr den Eintritt bei den Elitebällen zu verschaffen, die Redouten und benahm sich hier, sei es in der Maske eines Debardeurs, sei es ohne Maske, so abscheulich, daß der Polizeikommissär jedesmal Lust hatte, sie abzuschaffen, und jedesmal nur durch die Intervention des inspicirenden Offiziers vom Platzkommando hiervon abgehalten wurde.

Der Hof erließ eine zweite schärfere Mahnung. Auch diese fruchtete nichts.

Und gerade jetzt, wo die schöne Marketenderin die ganze Bevölkerung und den Hof mit unglaublicher Frechheit verhöhnte und herausforderte, erfolgte zu rechter Zeit die für sie verderbliche Katastrophe.

Der Prinz hatte damals, als sie die 40,000 Gulden von ihm begehrte und erhielt, einen Theil dieses Geldes bei Geldmäklern gegen enorme Prozente aufgenommen; als der Zahlungstermin kam, war er nicht im Stande, die Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen, und diese wandten sich an den Monarchen.

Jetzt intervenirte der Hof energisch, und zwar um so mehr, als die Klage der Geldmäkler beinahe gleichzeitig mit dem Gesuche des Prinzen um die Bewilligung der morganatischen Ehe mit der Marketenderin einlief. Der Prinz mußte binnen vierundzwanzig Stunden sein Kommando und die Stadt, in der er dasselbe führte, verlassen. Er ward im Diensteswege in die Residenz versetzt, wo der Hof ihn und alle seine Schritte unmittelbar und strenge beaufsichtigen konnte.

Zu gleicher Zeit bemächtigte sich die Polizei auf Befehl des Monarchen seiner Maitresse und schickte sie aus dem Lande, worauf sie zu ihren Eltern nach Ungarn zurückkehrte. Und jetzt, da ihr Stern erblich, fand sich auch in ihrer Familie eine Verrätherin, welche, von der Aussicht auf eine große Belohnung verführt, die schöne Marketenderin des abscheulichsten Betruges zeihte.

Es begann eine geheime Untersuchung, welche ergab, daß die Maitresse des Prinzen demselben mit ihrer Niederkunft eine niederträchtige Komödie vorgespielt habe, daß das Kind nicht ihr Kind, sondern das einer Bäuerin sei, und

dies Alles von ihr nur dazu benutzt worden sei, um dem Prinzen jene Summen zu entlocken, denen er jetzt seine Verlegenheit dankte. Das Urtheil der Gerichte gegen die schöne Marketenderin fiel ziemlich strenge aus und sie wanderte für einige Zeit in eine Strafanstalt.

Der Prinz zeigte sich indeß durch die Entlarvung der geliebten Betrügerin durchaus nicht geheilt, sondern nur über ihren Verlust verzweifelt, und kaum hatte sie ihre Freiheit zurückerhalten, lag er wieder zu ihren Füßen.

16.

Politische Hinrichtungen.

Das ebenso traurige als blutige Schauspiel, welches uns vor Kurzem wieder in Frankreich geboten wurde, regt unwillkührlich neuerdings die schon oft aufgeworfene Frage an, ob politische Hinrichtungen überhaupt zu rechtfertigen sind. Vom Standpunkte der Menschlichkeit und der Vernunft ist es gewiß jederzeit verwerflich, Menschen deshalb zu tödten, weil sie eine der bestehenden Ordnung und herrschenden politischen Meinung entgegengesetzte Ueberzeugung haben und den Versuch machen — in ihrem Sinne zum Besten ihres Vaterlandes — jene umzustürzen. Es versteht sich von selbst, daß dagegen gemeine Verbrechen, welche von Aufständischen begangen werden, jederzeit die Strenge des Gesetzes herausfordern und die Anwendung derselben vollkommen motivirt erscheinen lassen. Die Staatsklugheit

wird freilich politische Hinrichtungen als Schreckmittel in Anspruch nehmen, und wenn nicht ihre Nothwendigkeit, doch ihre Nützlichkeit in bewegten Zeiten vertheidigen. Zugegeben. Sobald wir aber dieses traurige Mittel gelten lassen, gewinnen wir umsomehr ein Recht, zu fordern, daß es nur dort und dann angewendet werde, wo die Motive seiner Vertheidiger zutreffen, also während eines Bürgerkrieges oder unmittelbar nach demselben. Da mag das Hängen, Guillotiniren oder Niederschießen von Gegnern, so unmenschlich es trotzdem stets bleibt, nützlich erscheinen, verspätete politische Hinrichtungen aber, zu einer Zeit, wo sich die Bewegung gelegt, die Gemüther beruhigt haben, bringen zu allen Zeiten nur die verkehrte Wirkung hervor, nämlich statt zu schrecken und zu beruhigen fordern sie nur heraus und regen neuerdings auf.

Indem wir dieses niederschreiben, steht uns ein dunkles Blatt der österreichischen Geschichte, die galizische Revolution von 1846, vor Augen. Diese Bewegung, welche so bedeutende nachhaltige Wirkungen übte, wird noch immer — da eine aktenmäßige Darstellung trotz dem widerlichen offiziösen Pamphlet des Herrn Baron Sala bis jetzt nicht vorliegt — von Historikern und Publicisten ganz falsch aufgefaßt. Die polnischen Edelleute erhoben die Waffen zur Herstellung des alten Polenreiches und wurden auf Anstiften der österreichischen Beamten von ihren eigenen Bauern erschlagen. Dies ist die gewöhnliche Version.

Die Sache verhält sich indeß ganz anders. Zwei große Bewegungen bereiteten sich nebeneinander, nur durch einzelne feine Fäden verknüpft, in ganz Oesterreich vor. Die eine ging von der Intelligenz aus und hatte eine allgemeine Reform in allen Zweigen, eine freie Staatsverfassung zum Ziele, die zweite hatte zu ihrem Träger den Bauernstand und manifestirte sich durch eine von Jahr zu Jahr steigende Auflehnung gegen die Unterthänigkeit und Robot. Die erstere Bewegung hatte in Galizien zugleich einen nationalen Charakter, ihr letztes Ziel war dort nicht Reform des österreichischen Staatswesens, sondern Losreißung von demselben; die zweite war in Galizien, wo der kaiserliche Beamte sich zwischen den Edelmann und den Bauer gestellt hatte, um dem Letzteren, so weit es gesetzlich möglich war, gegen den Druck und die Willkühr des Ersteren Schutz zu gewähren, ausschließlich gegen den Adel gerichtet, während die Regierung, in dem Kaiser personifizirt, alle Sympathien des polnischen wie des kleinrussischen (ruthenischen) Landmanns für sich hatte.

Als nun im Februar 1846 die von der Centralisation in Paris sorgfältig vorbereitete polnische Revolution zum Ausbruche kam, erschien sie trotz ihrer demokratischen Tendenzen dem Bauer als eine aristokratische, da er seine Dränger und Herren an der Spitze derselben sah, und es bedurfte wahrlich nicht der Aneiferung der Beamten, am wenigsten aber österreichischen Geldes, um die Massen der

seit Jahrhunderten geknechteten und mißhandelten Bauern zu einer blutigen Gegenrevolution zu veranlassen.

Die galizischen Landleute, welche bei Lisiagora, Brenn, Horozani, Gdow u. s. w. ihre Brust den adeligen Kugeln preisgaben, fochten, ohne es zu ahnen, für die Freiheit des österreichischen Bauers überhaupt, denn fortan waren die Unterthansverhältnisse unmöglich geworden, und die Regierung setzte eine Kommission nieder, welche sich ausschließlich mit der Lösung der Bauernfrage zu beschäftigen hatte. Das Elaborat dieser Kommission wurde indeß durch die Märzbewegung von 1848 überholt, und es war der großen österreichischen Revolution vorbehalten, die Frage zu lösen, welcher in dem Vorspiel von 1846 eine so entscheidende Rolle zugefallen war.

Daß die damalige österreichische Regierung, trotz der bewiesenen Loyalität der galizischen Bauern, den gefährlichen Charakter ihrer Erhebung nicht übersah, beweist am besten die Confinirung des Bauernführers Jakob Szela in der Bukowina.

Der rechtschaffene Landmann von Smarzowa, an dessen Händen, wie der Kriminalprozeß erwies, keinerlei Blut klebte, wurde doch nicht etwa für seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus gestraft?

Ganz Galizien bestand damals aus Hochverräthern, aus den illoyalen Rebellen — den Polen, und den loyalen

Rebellen — den Bauern. Gegen die Letzteren war man gezwungen einige Rücksicht walten zu lassen, die Ersteren sollten dagegen der vollen Strenge des Gesetzes verfallen. Die vormärzliche Regierung begnügte sich nicht mit Ketten und Kerkern, sie war nicht klug genug, den humanen Umweg bei dem Galgen vorbei zu finden. Es mußte gehängt werden. War dies wirklich unerläßlich in dem Metternich=schen Oesterreich, so hätte das Standrecht walten sollen und die Hinrichtungen mußten auf der Stelle stattfinden. Aber nein, ein endloser Prozeß mußte erst die Welt und sogar Galizien die ganze Revolution vergessen machen, und dann erst, mehr als ein Jahr nach dem Aufstande, wurden drei der Führer zum Tode durch den Strang verurtheilt und zwei derselben zu Lemberg wirklich hingerichtet, um das pacificirte Land neuerdings auf das Höchste aufzuregen.

Unter den drei Verurtheilten war einer, Joseph Kapuszinski, ein gemeiner Mörder. Er hatte in der Nacht, in welcher der Losbruch erfolgte, mit vier Spieß=gesellen seinen Wohlthäter, den Bürgermeister Marckl von Pilsno (bei Tarnow), überfallen, begnügte sich jedoch nicht, denselben gefangen zu halten, sondern ermordete ihn, ganz unnöthig für das Gelingen der Erhebung, in grausamer Weise. Statt nun diesen in Pisno, am Orte der blutigen That, wo der Ermordete von der Bevölkerung tief betrauert wurde, als gemeinen Mörder hinzurichten, stempelte man dieses verworfene Subject durch die Gemeinschaft eines

edlen Menschen und hochachtbaren Patrioten wie Wiszniewski gleichfalls zum Märtyrer.

Theophil Wiszniewski war längere Zeit eines der begabtesten Mitglieder der Pariser Nationalregierung gewesen, dann, von dieser nach Galizien entsendet, in hervorragender Weise als Emissär thätig. Während des Aufstandes hatte er in dem Brzezaner Kreise kommandirt und das für die Polen siegreiche Gefecht bei Narajow geleitet, in welchem mehrere österreichische Soldaten und Bauern theils gefallen, theils verwundet worden waren. Er hatte also offen und männlich für seine Ideen, sein unglückliches Vaterland gewirkt und gekämpft. Alle, die ihn in seinem Privatleben oder in seiner politischen Thätigkeit kannten, rühmten den Adel seines Wesens und seiner Gesinnungen. Dieser Paladin einer großen Idee wurde mit dem gemeinen Mörder Kapuscinski zugleich auf die Richtstätte geführt. Wollte man Wiszniewski durch seinen Genossen herabwürdigen, so verfehlte man seine Absicht; der große Patriot stand so hoch in der öffentlichen Achtung, daß er im Gegentheil durch seine Gegenwart den Mörder adelte, wie Christus den Schächer.

An dem Tage, wo die Hinrichtung stattfand, war die Hauptstadt Lemberg in unbeschreiblicher Aufregung; man besorgte Tumulte, die Garnison war alarmirt. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte die Straßen, durch welche der Zug mit den Verurtheilten ging und erwartete den-

selben auf dem Galgenberge. An allen Fenstern sah man Frauen in Trauerkleidern, welche den beiden Märtyrern der nationalen Sache mit den Tüchern zuwehten und Blumen zuwarfen.

Unter dem Galgen angelangt, wüthete und fluchte Kapuszinski; Wiszniewski ermahnte ihn in seiner ruhigen, edlen Weise zu einem der großen Stunde würdigen Betragen. Beide starben muthig, Wiszniewski mit einer erhabenen Begeisterung und Todesverachtung.

Statt mit der Hinrichtung dieser Beiden die Polen einzuschüchtern, regte die Regierung dieselben neuerdings auf und gab insbesondere der Lemberger Bevölkerung Gelegenheit, ihre nationalen Gesinnungen, ihre Sympathien für die Hingerichteten demonstrativ zu bethätigen.

Hatte man also irgend einen politischen Zweck im Auge, so wurde derselbe mit der Hinrichtung nicht erreicht, verband man aber keinen solchen Zweck mit derselben, sondern ließ das Gesetz walten, unbekümmert um die Folgen, dann war die Galgenscene ebenso unklug als barbarisch.

Tag für Tag fand man die Gräber der beiden Hingerichteten mit Blumen bedeckt, und eine ansehnliche Volksmenge versammelte sich von Zeit zu Zeit bei denselben, um Gebete zu verrichten. Zum Andenken an die für das Vaterland Gestorbenen wurden Schmuckgegenstände, insbesondere Ringe, Busennadeln, Brochen angefertigt, welche, in den polnischen Farben emaillirt, einfach das Datum der

Hinrichtung trugen, oder aber kleine Galgen darstellten, an denen ein Mann hing.

Die Polizei fahndete, den damaligen Regierungsmaximen entsprechend, nach denselben und konfiszirte sie, wo sie dieselben entdeckte, als ob man im Stande gewesen wäre, mit diesen kleinen äußeren Zeichen auch die patriotische Gesinnung, welche sich in ihnen aussprach, zu konfiszinen.

Trotz den Erfahrungen, welche man mit der Hinrichtung der beiden ersten zum Tode Verurtheilten gemacht hatte, sollte auch noch der dritte justificirt werden, welcher, um die Gefühle der Nation auf das Aeußerste zu verletzen, zum Ueberflusse noch ein Priester war, und zwar ein äußerst würdiger, seltener Priester.

Es war der Pfarrvikar von Chocholow im Sandezer Kreise, Kmietowicz, welchem es gelungen war, die Bauern mehrerer Karpathendörfer zur Theilnahme an der polnischen Revolution hinzureißen. Da dies der einzige Fall war, wo das Landvolk, statt den polnischen Insurgenten entgegen zu treten, mit denselben gemeine Sache machte und sogar, von Kmietowicz geführt, einen Finanzposten aufhob und einem von Finanzbeamten geführten Haufen kaiserlich gesinnter Bauern ein siegreiches Gefecht lieferte, so kann man daraus mit Recht auf den ganz ungewöhnlichen Einfluß schließen, den dieser Priester auf das

Volk besaß, einen Einfluß, den derselbe vorzüglich seinem tadellosen Lebenswandel, seinem reinen, echt christlichen Charakter zu danken hatte.

Einen Priester und Patrioten wie Kmietowicz hinrichten, hieß also nur der revolutionären Agitation, welche in Galizien niemals ruhte, die gefährlichste Handhabe geben, mit der man nicht allein die gebildeten Klassen, sondern auch den Landmann aufregen konnte.

Graf Rudolph Stadion war damals eben zum Gouverneur von Galizien ernannt worden und hatte den Boden des Landes bereits betreten.

Mein Vater, damals Polizeidirektor von Galizien, welcher die Hinrichtung Wiszniewski's vergebens zu hindern gesucht hatte und sich noch energischer gegen jene des Priesters Kmietowicz aussprach, schrieb an den neuen Gouverneur:

„Sie ziehen in Galizien zwischen zwei Galgen ein, der dritte erwartet Sie in Lemberg.“

Dies wirkte.

Der liberale Stadion erklärte, er werde nur dann nach Lemberg gehen und seinen Posten antreten, wenn keine Hinrichtung mehr stattfinde. Nun erfolgte die Begnadigung aller übrigen zum Tode Verurtheilten zur Festungsstrafe. Aber dieselbe, obwohl bei Vielen auf lebenslänglich erkannt war, währte nicht lange. Schon in

den Märztagen des nächsten Jahres erfolgte die allgemeine Amnestie und alle polnischen Rebellen sahen ihre Heimath wieder.

Man frágte sich nun, weshalb Wiszniewski eigentlich sein Leben verloren habe, und Niemand fand eine Antwort.

17.

Das letzte Rendezvous.

In einer großen Stadt Oesterreichs war ein junger Kaufmann durch seine Vorliebe für Frauen und insbesondere für Frauen von etwas abenteuerlichem und amazonenhaftem Wesen bekannt. Es gab keine elegante Dame der Demimonde, keine Heldin der Bühne dort, mit der er nicht in irgend einer Beziehung gestanden war, und es kam keine Fremde von halbwegs auffallendem Aeußern und Wesen hin, der er sich nicht zu nähern versucht hätte. Wie andere durch einen kleinen Fuß, Geist, Grazie oder Koketterie, so konnte ihn eine Dame am sichersten gewinnen, wenn sie ein pince-nez auf die Nase zu setzen und arrogant zu blicken, wenn sie mit Reitgerte und Pistole umzugehen verstand. Sein Ideal war ein Mannweib.

Eines Tages stand folgendes Inserat in dem gelesensten Journal jener Stadt:

An Robert den Teufel (dies war nämlich der Spitzname unseres Kaufmannes, auf den er stolz war, da ihm darin seine ganze Unwiderstehlichkeit ausgedrückt schien).

„Eine junge Fremde aus einer der besten Familien des Auslandes hat Sie gesehen und — liebt Sie. Die Dame ist jung, schön, reich. Sie wählt diesen nicht ungewöhnlichen Weg, sich Ihnen zu nähern, wäre aber trostlos, wenn Sie ihre Kühnheit mißverstehen würden. Die strengste Diskretion wird erwartet. Im Falle Ihr Herz frei ist, erbittet man Antwort unter: Nadejda."

Das Inserat verfehlte seine Wirkung nicht, insbesondere die originelle Art und Weise, sich einem Manne anzubieten, welche manchen Anderen abgeschreckt hätte, enthusiasmirte unsern Kaufmann und vollends bezauberte ihn der Name Nadejda. Eine Russin! dachte er, offenbar ein schönes Weib, eine Amazone, eine Fürstin! denn in den Augen Robert des Teufels waren alle Russinnen Fürstinnen.

Er antwortete in demselben Journal: „Stolze Fremde! Ohne Sie zu kennen, lege ich mich Ihnen zu Füßen als Ihr Leibeigener. Robert."

Nun folgte wieder ein Inserat der Dame.

„Robert. Willkommen. Brief erwartet unter Nadejda, poste restante."

Der entflammte Kaufmann schrieb nun einen tollen

Brief voll Begeisterung für ukrainische Pferde, sibirische Zobel und russische Juchten und bat um ein Rendezvous.

Es verging eine Woche, ehe Antwort kam. Offenbar wollte man ihn reizen, und es gelang, er ging mit unglaublicher Naivetät auf die Leimruthe. Schon ließ er den Kopf hängen, ging im Mondschein spazieren und spielte in seinen freien Stunden Mendelssohn'sche „Lieder ohne Worte“ auf seinem Klavier oder sang mit seinem Bierbaß:

„Das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan,“

als endlich unter dem Schutze der Dunkelheit ein Lakai, der durchaus nicht Deutsch verstand oder nicht verstehen wollte, ihm ein kleines Billetdoux einhändigte und sich dann auffallend hastig entfernte.

„Mein Robert,“ schrieb die Russin, „Du kannst mich noch nicht lieben, denn Du hast mich noch nicht gesehen, aber Du wirst mich sehen, morgen schon, und Du wirst mich dann lieben und in der That mein Leibeigener sein, ich aber liebe Dich jetzt schon, glühend, ja wahnsinnig, ich kann mir nicht mehr denken ohne Dich zu leben. Ich erwarte Dich morgen“ — es war nun eine Straße und ein Haus in einer entfernten verrufenen Vorstadt genannt — „um neun Uhr Abends. Aber sei vorsichtig, ich bin mit Argusaugen bewacht. Es ist mir auch unmöglich, allein zu erscheinen, meine alte Gouvernante, jetzt Gesellschafterin, Frau Michond, begleitet mich, aber sie spricht nur Französisch

und ein wenig Russisch, während ich geläufig Deutsch spreche. Deine Dir ganz hingegebene Nadejda."

Robert der Teufel küßte entzückt die Schriftzüge der schönen Russin, träumte die Nacht liebliche Träume von Eisfeldern und Knuten, sang den ganzen andern Tag zum Entsetzen seiner sämmtlich „am Rhein wachenden" Kommis: „le jour de la gloire est arrivée" und machte sich bereits eine Stunde vor Neun auf den Weg, in hohen Juchtenstiefeln, einem weißen Reitermantel, eine runde Astrachanmütze auf dem Kopf.

Seine Hoffnungen wurden nicht getäuscht. In der Flur des kleinen Hauses, das ihm als Insel der Seligen bezeichnet worden war, erwartete ihn eine alte Dame in einem Capuchon und einem großen Mantel, welche, ohne ein Wort zu sprechen, seine Hand ergriff und ihn in ein kleines, ziemlich ärmlich eingerichtetes Zimmer führte, das ihm aber ein Prachtsalon dünkte, denn auf dem verschossenen fettfleckigen Sopha saß ein prachtvoller verschleierter Zobelpelz, und dieser Zobelpelz war offenbar die Russin, das Götterweib.

„Nadejda!" rief der schwärmerische Kaufmann und warf sich dem Zobelpelz zu Füßen. Der letztere lüftete jetzt den Schleier seines Capuchons und ein im besten Sinne schönes, edles Gesicht mit etwas scharf markirten, aber von dem rosigen Hauche der Jugend verklärten Zügen zeigte sich dem Glücklichen, ein Paar große phantastische

blaue Augen lächelten Robert den Teufel an, und ein nicht zu kleiner, aber voller rother Mund neigte sich zu dem seinen. Der erste Kuß brannte auf seinen Lippen und verwirrte vollends seine Sinne. Was er in diesem Zustande der Exaltation sprach, Niemand weiß es, er am wenigsten, aber dieß ist außer Zweifel, daß ihm die Gesellschaft der guten Madame Michond, welche seitwärts auf einem Stuhle saß, allmählig sehr lästig wurde, denn er verliebte sich rasend wie noch nie in die russische Pentesilea. Sie ließ ihn reden, wie es kluge Frauen überhaupt mit verliebten Männern zu thun pflegen, und flüsterte nur hie und da ein paar Worte mit ihrer süßen tiefen Altstimme. Endlich blickte sie auf ihre Uhr. Es entging dem praktischen Kaufmann, trotz seinem Liebeswahnsinn, nicht, daß dieselbe mit Diamanten besetzt war.

„Es ist Zeit aufzubrechen," sprach Nadejda, indem sie sich erhob.

„Du verläßt mich schon, Grausame?" flüsterte Robert der Teufel, noch immer auf seinen Knieen.

„Wir sehen uns bald wieder."

„Wo und wann?"

„Morgen im Theater, ich werde im Theater sein."

„Und darf ich Dich besuchen?"

„Nein, aber Du darfst mich nach dem Theater erwarten und begleiten."

„Ich danke Dir, mein Engel, meine Göttin," rief der

Kaufmann und küßte wiederholt die Hände des majestätischen Weibes, denn wie Nadejda jetzt dastand in ihrer langen Seidenschleppe und ihrem großen Pelze, hatte sie die imposante Gestalt einer Herrscherin, ja sie schien ihren Anbeter zu überragen, so hoch und stolz war sie gewachsen.

„Darf ich Dich begleiten?“ fragte Robert der Teufel.

„Nein, Du mußt zuerst das Haus verlassen, und Du versprichst mir, Dich nicht umzusehen,“ gebot Nadejda.

Der Kaufmann gehorchte.

Den nächsten Abend saß er in der gespanntesten Erwartung in seiner Loge, endlich erschien ihm gegenüber die Russin in einem Hermelinpelz, über den die Fluth ihrer blonden Locken wie ein Goldstrom floß, aber mit ihr leider die alte Gesellschafterin. Nadejda schien ihren Anbeter gar nicht zu bemerken, offenbar hielt sie sich für beobachtet, sie beschäftigte sich mit der Bühne, sie kokettirte mit den Offizieren im Parterre, ja mit aller Welt, nur mit Robert dem Teufel nicht. Um so seliger war dieser, als er sie nach der Vorstellung traf, als er ihr den Arm geben, sie begleiten durfte.

Nadejda ging mit ihm voran, während ein Lakai in Livree, welcher sie erwartet hatte, die alte Michond führte. Die schöne Russin vertraute ihrem Anbeter, daß sie die einzige Tochter eines enorm reichen Fürsten sei, der niemals seine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem Kaufmann und noch dazu einem Deutschen geben werde.

Sie aber liebe ihn und könne keinen Anderen mehr lieben. Wenn er sie besitzen wolle, müsse er alle seine Energie aufbieten, sie entführen, mit ihr nach Amerika fliehen und sie dort heirathen; wenn dies geschehen sei, zweifle sie nicht, daß der Vater die Thatsache anerkennen und ihnen seinen Segen geben werde.

Robert der Teufel war außer sich über die Aussicht, der Gatte einer schönen Despotin zu werden, der Tausende von Sklaven gehorchten. Er küßte ihr die Hand, schwor ihr ewige Liebe und Treue und erklärte sich zu Allem bereit.

„Nun so bin ich Dein," flüsterte Nadejda, „nimm mich hin. Morgen um sechs Uhr früh will ich Dich in der Nähe der Kapelle im Wäldchen bei K* erwarten, aber Eines muß ich Dir überlassen. Ich kann, ohne Verdacht zu erregen, mich nicht einer so bedeutenden Summe bemächtigen, die wir zur Reise benöthigen."

„Laß dies meine Sorge sein," unterbrach sie der junge Kaufmann, „für den ersten Augenblick brauchen wir wohl nicht mehr als zehntausend Gulden, und so viel liegen gerade baar in meiner Kasse."

„Also morgen."

„Ein Mann ein Wort."

Damit trennten sich die Liebenden.

Am nächsten Morgen erschien unter dem Schutze eines dichten Nebels Robert der Teufel in seinen großen Juchten bei der Kapelle im Wäldchen von K*. Die Geliebte ließ

ihn nicht lange warten. Bald sah er sie, von der alten Französin und ihrem Bedienten begleitet, herankommen, sie sah in ihrem prächtigen Pelz gar majestätisch aus, und ihre großen, beinahe männlichen Schritte dienten nur dazu, diesen Eindruck zu erhöhen.

In der Ferne hielt ein Schlitten.

Robert der Teufel ging der Fürstin entgegen, und galant, wie er immer war, ließ er sich im Schnee auf ein Knie nieder, um sie zu begrüßen. Nadejda reichte ihm, gnädig lächelnd, die Hand zum Kusse und hob ihn dann auf. Sie nahm seinen Arm und schritt mit ihm tiefer in das Wäldchen hinein, wo die Bäume dichter wurden. Es war ein einsamer Ort, an dem sie sich jetzt befanden, ein Ort, den selten ein Mensch betrat, hie und da ein Jäger, der die Spur eines Fuchses verfolgte.

Plötzlich blieb Nadejda stehen, die Französin und der Bediente waren ihr gefolgt.

„Hast Du das Geld?“ fragte sie.

„Ja.“

„Wirklich zehntausend Gulden?“

„Ja.“

„Wo hast Du sie?“

„Hier.“ Der Kaufmann deutete auf seine Brusttasche.

In diesem Augenblicke fühlte er sich von rückwärts gepackt und zu Boden gerissen, zugleich setzte Nadejda eine Pistole auf seine Brust.

„Keinen Laut!“ rief sie, „sonst sind Sie verloren.“

Die Französin hatte Mantel und Weiberrock abgeworfen und band mit Hilfe des falschen Bedienten dem jungen Kaufmanne erst die Hände auf den Rücken und dann die Füße. Als dies geschehen war, riß ihm Nadejda den Rock auf, zog seine Brieftasche heraus und begann das Geld zu zählen.

„Wirklich zehntausend Gulden,“ sagte sie dann, „es ist Ihr Glück. Nun hören Sie weiter. Dieses Geld gehört uns. Sie aber werden wir an den erstbesten Baum hier binden und knebeln. Wehe Ihnen, wenn Sie es versuchen, sich zu befreien, den Knebel hinauszustoßen und um Hilfe zu rufen. Einer von uns wird in der Nähe bleiben und Sie bei dem ersten Zeichen des Verrathes tödten.“

„Grausame!“ murmelte der Gefangene Amors.

„Knebelt ihn,“ gebot Nadejda, unbekümmert um seine vorwurfsvollen Blicke.

Es geschah, dann schleppten ihn alle Drei zu dem nächsten Baume und banden ihn an denselben fest.

„So,“ sprach Nadejda, „nun amüsiren Sie sich gut, und falls Sie nicht erfrieren, dies zu Ihrem Troste: Ich bin keine Fürstin, keine Russin und überhaupt kein Weib, sondern ein Mann.“

Alle Drei schlugen hierauf ein rohes Gelächter an.

„Willst Du vielleicht noch einen Kuß zum Abschied?“

spottete der, welcher die Gouvernante vorgestellt hatte. Dann entfernten sie sich rasch.

Es verging eine Viertelstunde.

Plötzlich stand der im Pelz unerwartet wieder vor dem Gebundenen. „Sie haben sich ruhig verhalten,“ sagte er, „ich habe Sie beobachtet, aber ich denke, es ist doch besser, ich erschieße Sie auf der Stelle.“

Dem armen Geknebelten trat trotz der russischen Kälte der Angstschweiß auf die Stirne und er begann am ganzen Leibe zu zittern, aber sein Peiniger schien ihn nur nochmals einschüchtern zu wollen, denn er begann zu lachen und verschwand dann im Dickicht, um nicht wiederzukehren.

Es war das Glück Robert des Teufels, daß, nach einer Stunde etwa, ein Förster des Weges kam und ihn befreite, er wäre sonst gewiß erfroren.

Selbstverständlich eilte der so listig und kühn zugleich Beraubte sogleich auf die Polizei, und diese bot Alles auf, um die raffinirte Gaunerbande, der er offenbar zum Opfer gefallen war, zu entdecken. Aber vergebens.

Ein Jahr später machte ein ähnlicher Fall in Odessa großes Aufsehen und die Runde durch die Zeitungen. Die russische Polizei war glücklicher gewesen und es war ihr gelungen, die Thäter zu verhaften. Eine Nachfrage ergab, daß es dieselbe Bande war, welche unseren verliebten Kaufmann beraubt, eine Reihe ähnlicher Verbrechen begangen hatte und jetzt endlich zur Strafe gezogen werden konnte.

Die interessanteste Persönlichkeit unter diesen gefährlichen Gaunern war der junge Mann, welcher die Rolle der Russin und in Odessa jene einer Amerikanerin gespielt hatte. Er besaß eine Gestalt und einen Kopf von beinahe weiblicher Schönheit und hatte mehr als einen Mann liebeflehend zu seinen Füßen liegen gesehen.

18.

Vormärzliches.

Die österreichische Polizei überhaupt, und ganz besonders die galizische, hatte vor dem März 1848, welcher alle österreichischen Verhältnisse von Grund aus umgestaltete, einen eigenthümlichen, halb patriarchalischen, halb barbarischen Charakter, dem es weder an Reiz, noch an Gemüthlichkeit, vor Allem aber nie an Humor fehlte, und welcher heutzutage wohl nirgends mehr, ja nicht einmal in dem heiligen Rußland, zu finden sein dürfte. Eine große Rolle spielte selbstverständlich die Prügelbank und der Stock; sie waren zugleich die ultima und die prima ratio, geprügelt wurde womöglich unter allen Umständen, zu allen Tages- und Jahreszeiten, und ohne Unterschied des Standes, der Nationalität und der Religion, es war dies der Punkt, wo selbst in dem Oesterreich Metternichs Alle gleich

waren, und italienische Nobili, welche sich in der reinsten Absicht für ihr Vaterland verschworen, wurden ebenso auf die Bank gelegt wie Diebe und Trunkenbolde.

Ein paar Geschichten aus jenen Tagen, welche mir heute gerade im Kopfe schwirren, sollen mein Aperçu illustriren.

Erzherzog Franz Karl besuchte Galizien; ehe er seine Rundreise in dem Lande der Polen, Ruthenen und Juden antrat, berief der damalige Gouverneur des Königreiches den Polizeidirektor zu sich und forderte ihn auf, in der Landeshauptstadt Lemberg, wo eine Reihe nationaler Volksfeste zu Ehren des Erzherzogs stattfinden sollte und daher ein ungewöhnlicher Zusammenfluß von Menschen zu erwarten war, dafür Sorge zu tragen, daß die öffentliche Sicherheit so wenig als möglich gestört werde und insbesondere die fremden Gäste vor Diebstählen gesichert sein mögen. Der Polizeidirektor löste seine Aufgabe so vollständig, daß während der Anwesenheit des Erzherzogs, wo das Landvolk aus allen Kreisen Galiziens nach Lemberg strömte, wo Tausende Neugierige ohne Obdach auf dem Straßenpflaster übernachteten, nicht ein einziger Diebstahl stattfand.

Der Erzherzog versäumte es nicht, sich durch Personen seines Gefolges in dieser Richtung zu informiren, und machte endlich dem Polizeidirektor bei der Hoftafel ein Kompliment darüber.

„Kaiserliche Hoheit," fiel der kommandirende General spöttisch ein, „es ist keine Kunst, den Diebstahl zu verhindern, wenn man alle Diebe einsperrt."

„Wie?" fragte der Erzherzog, neugierig gemacht.

„Der Herr Polizeidirektor hat bereits mehrere Tage bevor Eure kaiserliche Hoheit die Landeshauptstadt betraten, alle als Diebe oder sonst gravirten oder nur bedenklichen Individuen eingesperrt."

„Ist dies wirklich so?" rief der Erzherzog.

„In der That," gestand der Polizeidirektor.

„Nun, mein lieber General," sagte der Erzherzog, „es ist dann allerdings keine Kunst, den Diebstahl zu hindern, wenn man die Diebe so kennt und sie alle einsperren kann, wie unser trefflicher Polizeidirektor, aber dieselben so zu kennen, wie er sie kennt, so daß nicht Einer uneingesperrt bleibt, das ist die Kunst." —

Als der Erzherzog Ferdinand d'Este Statthalter von Galizien war, wurde eines Tages dessen Oberhofmeister Grafen Desfours während der Mittagstafel ein prachtvoller silberner Vorlegelöffel aus der Küche gestohlen. Der ganze erzherzogliche Palast war in Aufruhr, und der Erzherzog berief den Polizeidirektor, um ihm persönlich den Auftrag zu ertheilen, Alles aufzubieten und nichts unversucht zu lassen, um den Dieb zu entdecken, oder eigentlich den Löffel zu eruiren, da derselbe ein altes Familienstück war, an den sich mannichfache Erinnerungen knüpften. Graf

Desfours sicherte Demjenigen, der ihm diesen Löffel zurückbringen würde, eine bedeutende Summe, welche dem Werthe desselben beinahe gleichkam, ein Beweis, daß es weder Bestrafung des Schuldigen, noch den Ersatz des Geldverlustes, sondern den Löffel selbst galt.

Der Polizeidirektor kehrte auf der Stelle in sein Amt zurück, versammelte seine Revisoren, erklärte ihnen den Fall und gebot ihnen, ihren ganzen Scharfsinn und ihre ganze Thatkraft aufzubieten, um den Löffel zu eruiren, indem in diesem Falle die Ehre der Polizei engagirt sei. Sofort zerstreuten sich die Revisoren, gleich Spürhunden, in allen Stadtvierteln und die Jagd begann, nicht eine Stunde war seit dem Diebstahl verflossen und schon kam K***, der glücklichste der jüdischen Revisoren Lembergs, ein wahres Polizeigenie, und meldete, er habe durch eine Reihe von Zeugenaussagen konstatirt, daß eine Jüdin, Namens Malke Blümel, unmittelbar vor dem Diebstahle in dem erzherzoglichen Palaste gesehen worden sei. Dies war allerdings eine Indicie, wenn auch eine sehr geringe, für die vormärzliche Polizei indeß genügend.

„Arretiren Sie die Person,“ befahl der Polizeidirektor.

„Ist schon arretirt,“ entgegnete der Revisor.

„Herein mit ihr.“

Malke Blümel kam frech und furchtlos herein und leugnete in einer Weise, welche sie vor jedem Gerichte der

Welt gerettet hätte, aber die vormärzliche Polizei ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Also Du hast den Löffel nicht gestohlen?"

„Gott soll mich strafen!"

„Gut! Also auf die Bank mit ihr und so lange hauen, bis sie gesteht."

Beim vierzehnten Hiebe gestand sie, daß sie den Löffel gestohlen und einem Verwandten, Chaim Pinkeles, zum Verkaufe übergeben habe. Eine Viertelstunde später lag schon Chaim Pinkeles auf der Bank und gestand beim fünften Hiebe, daß er den Löffel einem Händler Aaron Abrahamek verkauft habe.

Nun wurde Abrahamek herbeigeschleppt.

„Wo ist der Löffel?"

„Was für ein Löffel?"

„Der Löffel, den Dir Chaim Pinkeles verkauft hat."

„Pinkeles? Gott soll ihn strafen, er lügt, wenn er sagt, daß er mir verkauft hat einen Strohhalm."

„Dies behauptet er auch durchaus nicht, aber einen Löffel —"

„Habe nie gesehen einen Löffel, sollen meine Kinder und Kindeskinder —"

„Auf die Bank mit ihm."

Abrahamek, ein hartgesottener Diebshehler, hielt mehr als zwanzig Hiebe aus, aber endlich wurde auch er durch die schlagenden Beweise der vormärzlichen Polizei überzeugt

und gestand. „Den Löffel hat Moses Mendl, der Gold=schmied," schrie er, „laufen Sie zu ihm, laufen Sie, sonst schmilzt er ihn ein."

Und wirklich kam der Revisor in dem Augenblicke zu dem Juwelier, wo er den Löffel zu zerbrechen im Begriffe war, er fiel ihm in den Arm und die Ehre der Lemberger Polizei war gerettet, doch —

„Niemand zählt die Prügel —" — —

Während der Unruhen des Jahres 1846 tauchten mit einem Male in den unteren Schichten der Lemberger Be=völkerung, insbesondere unter den Handwerkern, die vier=eckigen Mützen, Konföderatki, massenhaft auf. Obwohl der Regierung und speziell der Polizei diese kleidsame Kopfbe=deckung als revolutionäres Abzeichen genügend bekannt war, duldete man dieselben anfangs, als es aber der Lemberger Polizei gelang, der Fäden der Verschwörung habhaft zu werden und in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar sämmtliche Häupter des Aufstandes (mit Ausnahme eines), fünfunddreißig an der Zahl, zu verhaften, ging man auch gegen die jetzt führerlose Armee der Revolution rücksichtslos vor. Aus den aufgefangenen Papieren der Emissäre der Pariser Nationalregierung wurde bekannt, daß in Lemberg mehr als viertausend Personen sich der nationalen Sache angeschlossen hatten, in Korps getheilt waren und sich in dieser Richtung durch die Farbe ihrer viereckigen Mützen erkennen und unterscheiden sollten. Sogleich am Tage nach

der Verhaftung der Häupter begann ein durch seine rücksichtslose Energie bekannter Polizeikommissär sein Amt zu üben, nämlich die durch ihre Mützen kenntlichen Anhänger der Insurrektion theils zur Rechenschaft zu ziehen, theils durch einen an die besten Zeiten der Inquisition oder der Jakobinerherrschaft mahnenden Terrorismus einzuschüchtern. Zu Hunderten wurden die unglücklichen Mützenträger verhaftet, auf die Polizeidirektion geführt, auf die stets in Bereitschaft stehende Bank gelegt und mit einigen Stockprügeln bedacht. Soweit war das Verfahren ebenso einfach als ernsthaft.

Aber was mit den Mützen beginnen?

Das Tragen der viereckigen Mützen war einmal verboten und dieselben sollten also konfiszirt werden, aber wo sollten die armen Teufel so rasch andere Mützen hernehmen, sollte man sie mitten in dem strengen galizischen Winter barhaupt herumgehen lassen? Das wäre doch zu hart gewesen.

Das Herz der Polizei erwachte.

Die Unglücklichen jammerten nur um ihre Mützen, die Prügel nahmen sie als etwas Naturgemäßes und als eine Art historisches Recht ohne Klage hin. Also — ein Ausweg, wie er nur in dem Kopfe eines vormärzlichen Polizeibeamten entdeckt werden konnte. Der Polizeibeamte läßt eine große Papierscheere kommen, schneidet jedem der Verhafteten feierlich und höchst eigenhändig die vierte Ecke an

seiner Mütze ab und schickt ihn wohlgetröstet und wohlgeprügelt mit einer dreieckigen Mütze heim. Dies war gewiß wenigstens ebenso humoristisch als vormärzlich.

Aber es blieb nicht dabei.

Der Humor forderte noch weitere Opfer.

Es war im Jahre 1847, im Winter, die ganze unselige Revolution des verflossenen Jahres, das Blut, das geflossen, war scheinbar ebenso vergessen wie die Prügelei und Mützenschneidereien, da erhielt unser witziger Polizeikommissär — er war nämlich als eine Art kleiner Don Juan bekannt — eines Tages ein Billet von Damenhand, das ihn zu einem Rendezvous lud. Die Dame, deren Name unter der süßen Einladung stand, war ihm als eine gefeierte Schönheit der adeligen Kreise Lembergs, wie als galante, heitere Lebefrau bekannt. Unser liebedürstender Polizeikommissär besann sich also keinen Augenblick, Folge zu leisten.

An einem stürmischen Dezemberabend bei dem heftigsten Schneegestöber fuhr er im Schlitten nach B***, dem Gute der Dame, wo sie ihn, zufolge ihres Briefes, zum Thee erwartete. —

Er hieß, dort angelangt, seinen Kutscher warten, schüttelte im Vorhause den Schnee ab und stieg dann, von einem verschmitzten Diener in Kosakentracht geleitet, die Treppe zum ersten Stockwerk empor, wo ihn ein

hübsches, plapperndes und lächelndes Zöfchen in das Boudoir der Herrin führte.

Diese selbst kam ihm jetzt in einem reizenden, sinnverwirrenden Negligee entgegen und zog ihn kokett auf eine Ottomane nieder.

Es war ein junges Weib von etwas derber, aber dabei durchaus nicht gewöhnlicher Schönheit, ohne feine Taille, dafür aber von berauschender Ueppigkeit, mit einem kleinen Munde mit schwellenden Lippen, über dem das muthwilligste Stumpfnäschen eigensinnig thronte, und einer offenen Fluth schwarzer Haare. Ein glänzender Thee wurde von Dienern in Krakusentracht servirt, während sich der Polizeikommissär unter immerwährendem Scherzen und Lachen seiner schönen Wirthin in kürzester Zeit sterblich in dieselbe verliebte.

Endlich verließen die Diener das Gemach, die letzten Tassen blieben unberührt, die reizende Polin verlöschte alle Lichter bis auf eines.

Der Polizeikommissär sah vergnügt der süßesten Schäferstunde entgegen, da stürzten plötzlich die Krakusen von neuem in das Zimmer, ergriffen den Ueberraschten, Wehrlosen, banden ihn an Händen und Füßen, und der Polizeikommissär sah sich mit einem Male in der Gewalt seiner Feinde und war auf das Schlimmste gefaßt.

„Verrätherin!“ rief er, „wollen Sie mich morden?“

„Es fällt mir nicht ein,“ lächelte die reizende Polin

mit dem reizendsten Lächeln ihres kleinen Mundes, „aber ich werde Sie auf die Bank legen lassen.“

„Mich?“ schrie der Polizeikommissär, „sind Sie wahnsinnig?“

„Ich bin bei vollem Verstande,“ lachte die Polin, „und in der besten Laune, wie Sie sehen, aber da Sie so passionirt sind für Stockprügel und deren so viele Tausende an meine Landsleute im vorigen Winter ausgetheilt haben, so will ich Ihnen diese schlagenden Beweise von Sympathie im Namen meiner dankbaren Nation zurückgeben.“

Auf ihren Wink wurde nun wirklich eine Bank hereingebracht, der unglückliche Liebhaber und Polizeikommissär auf derselben angeschnallt und ein athletischer Krakuse begann die unerhörte Exekution, während die schöne Frau selbst die Hiebe zählte, eins, zwei, drei bis zu dem welthistorischen altösterreichischen Fünfundzwanziger.

Als diese heilige Metternich'sche Zahl voll war, wurde der arme Polizeikommissär losgebunden und unter unzähligen Bücklingen der Dienerschaft von derselben in seinen Schlitten gebracht.

Er dachte einen Augenblick an Rache, fand es aber dann für gut, über sein ganzes Abenteuer das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Zeugen konnte er zu seinen Gunsten nicht aufführen und somit lag die Gefahr da, im Falle er eine Anzeige erstattete, statt Genugthuung zu

erlangen, einfach lächerlich zu werden. Er verbiß also seine Wuth, aber jedesmal, wenn er die schöne Gutsfrau von B*** in ihrer Loge im polnischen Theater sitzen und lachen sah, lief es ihm eigenthümlich über den Rücken, und so oft in der Polizeidirektion Stockprügel ausgetheilt wurden, suchte er unter einem Vorwande das Weite, ja sogar gegen die Haselstöcke, welche die Korporale in vormärzlichen Zeiten an der Seite des Säbels trugen, hatte er fortan eine Art Idiosynkrasie, aber es kam der März 1848 und befreite auch ihn von seinen Leiden. Die Prügel wurden abgeschafft und mit ihnen die Korporalstöcke.

19.

Der verhängnißvolle Jockey.

In der Residenz war ein eben so großer als frecher Diebstahl verübt worden. Aus dem Schlafgemache des Banquiers H. waren Juwelen, eine kostbare mit Brillanten besetzte Uhr, das Miniaturbild seiner Frau in Brillanten gefaßt und eine bedeutende Summe in baarem Gelde, im Ganzen Gegenstände im Werthe von mehr als hundertfünfzigtausend Gulden entwendet worden. Der Banquier kam selbst zu dem Polizeidirektor, um den Diebstahl anzuzeigen, bat aber zugleich um ein möglichst rücksichtsvolles und schonendes Vorgehen bei der Untersuchung, da er selbst nicht einmal den geringsten Anhaltspunkt eines Verdachtes zu haben behauptete und niemand Unschuldigen angeklagt sehen wollte.

„Nennen Sie mir vor Allem die Personen, welche

regelmäßig Ihr Schlafgemach betreten," begann der Polizeidirektor.

„Außer mir nur meine Gemahlin, meine Kinder und mein Kammerdiener Joseph, ein Mensch, der seit fünfzehn Jahren in meinem Hause ist und für den ich die Hand in das Feuer lege, wie für mich selbst."

„Sie halten denselben also für absolut unfähig, eine solche That zu begehen?"

„Gewiß," erwiederte der Banquier.

„Gut," sagte der Polizeidirektor, „können Sie sich also erinnern, daß an dem Tage, wo Sie die gestohlenen Gegenstände zuerst vermißt haben oder an den vorhergehenden Tagen Jemand, der nicht zu Ihrem Hause gehört, ausnahmsweise Ihr Schlafgemach betreten hat?"

Der Banquier schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er rasch: „Niemand, wahrhaftig Niemand."

Dem Polizeidirektor fiel in diesem Augenblicke eine gewisse Verlegenheit des Banquiers auf, welche sich sogar zu einem leichten Erröthen steigerte, als er dessen Hand ergriff und, ihn scharf in das Auge fassend, sagte: „Sie sind nicht ganz aufrichtig, es war Jemand bei Ihnen, dessen Anwesenheit Sie mir zu verbergen suchen. Mir müssen Sie Alles sagen."

„Nein, nein," stammelte der Bestohlene, „es war Niemand bei mir."

„Dann bleibt vorläufig nur eine Person, auf die eine

Vermuthung fallen kann — Ihr Kammerdiener," sagte der Polizeidirektor.

„Für den stehe ich ja ein," beeilte sich der Banquier zu sagen.

„Sie können sich täuschen," erwiederte der Polizeidirektor, „ich werde den Mann doch in's Verhör nehmen müssen."

„Aber ich bitte mit der größten Schonung."

„Ueberlassen Sie das nur mir."

Eine Stunde später stand der Kammerdiener des Banquiers in dem Bureau des Polizeidirektors, welcher seinen Mann zuerst prüfend ansah und zu dem Resultate kam, daß hinter diesem ehrlichen, unbefangenen Gesicht, diesem ruhigen, festen Auge unmöglich ein Verbrecher verborgen sein könne.

„Wissen Sie, weshalb ich Sie citirt habe?" begann der Polizeidirektor.

„Nein, Euer Gnaden."

„Es ist im Hause Ihres Herrn ein großer Diebstahl begangen worden," fuhr der Polizeidirektor fort, „in seinem Schlafgemache. Haben Sie einen Verdacht? Wer betrat dasselbe in den letzten Tagen?"

„Außer der Familie des Herrn," sagte der Kammerdiener ruhig, „Niemand als ich."

„Wissen Sie, mein Lieber, daß Sie damit sich selbst verdächtigen —"

„Herr Polizeidirektor," rief der Kammerdiener, „Sie werden doch nicht glauben —"

„Ich darf nichts glauben, ich habe nur zu untersuchen und den vorhandenen Spuren zu folgen," entgegnete der Polizeidirektor. „Wenn Sie allein das Zimmer in der letzten Zeit betreten haben, muß ich mich an Sie halten."

„Mein Herr kennt mich —"

Der Polizeidirektor zuckte die Achseln. „Ihr Herr steht für Sie ein, aber das ist mir nicht genug. Sie sind die einzige Person, gegen welche vor der Hand Inzichten vorliegen, ich muß also — so leid es mir thut — zu Ihrer Verhaftung schreiten."

„Wenn es so steht," stammelte der Kammerdiener, „will ich lieber die Wahrheit sagen, mein ehrlicher Name ist mir mehr werth als mein Dienst. Es war gestern Jemand bei meinem Herrn."

„Und dieser Jemand?"

„Eine Dame."

„Eine Dame seiner Bekanntschaft?"

Der Kammerdiener schwieg kurze Zeit. „Es muß ja doch heraus," sagte er endlich, „mein Herr hat ein Frauenzimmer — Sie verstehen mich, Herr Polizeidirektor, so eine schöne, blonde Person, der er eine hübsche Wohnung eingerichtet hat und was so dazu gehört — er besucht sie, aber im Geheimen natürlich, wenn die gnädige Frau es erführe,

es gäbe ein furchtbares Spektakel. Diese Person war gestern bei ihm."

„Allein?"

„Ich habe sie hineingeführt, sie war mit dem Herrn in seinem Schlafzimmer, nach einer Weile rief ich den Herrn heraus, weil ihn der Buchhalter zu sprechen hatte, und so blieb sie wohl eine Viertelstunde allein in dem Zimmer."

„Wie heißt diese Person?"

„Cäcilie K., es ist eine Ungarin." Der Kammerdiener gab auch gleich ihre Wohnung an.

Der Polizeidirektor sandte hierauf um den Banquier, welcher, mit seinem Kammerdiener konfrontirt, die von demselben angegebenen Thatsachen, so peinlich es ihm war, bestätigen mußte.

Der Polizeidirektor befahl hierauf, Cäcilie K. zu verhaften.

Es währte indeß keine halbe Stunde, so kehrte der zu diesem Zwecke ausgesandte Beamte mit der Meldung zurück, daß die schöne Ungarin bereits gestern Abend ihre Wohnung und, wie die Quartiervergeber vermutheten, auch die Residenz verlassen habe. Der arme Banquier war der Verzweiflung nahe, um hundertfünfzigtausend Gulden bestohlen, hatte er zugleich das schöne Weib verloren, das er mit aller Leidenschaft, deren er fähig war, liebte. Er konnte den Gedanken nicht fassen, von ihr, welche er mit asiatischem

Luxus umgeben, der er jede noch so excentrische Laune erfüllt, deren Tyranneien er geduldig ertragen hatte, in so entsetzlicher Weise getäuscht worden zu sein, und nun bekam er noch einen Konflikt mit seiner Frau, den gestörten häuslichen Frieden mit in den Kauf.

Die Polizei konnte nichts thun, als die Dame, welche sich durch ihre Flucht selbst denuncirt hatte, steckbrieflich zu verfolgen. Dies geschah, aber auch ohne Erfolg. Vergebens beschwor der Banquier, in dessen Herz Haß und Rachelust an die Stelle der Liebe getreten waren, den Polizeidirektor, Alles aufzubieten, um die schöne Verbrecherin zu entdecken und zur Rechenschaft zu ziehen, vergebens machte er sich anheischig, die Kosten ihrer Verfolgung, auch wenn sie noch so groß wären, zu tragen. Es wurden spezielle Agenten zu ihrer Entdeckung ausgesandt, aber Cäcilie K. war so unartig, sich nicht entdecken zu lassen. —

Drei Jahre sind vergangen, die unangenehme Geschichte scheint vergessen. Der Banquier hat die Verzeihung seiner Gattin erlangt und — was ihn noch mehr beruhigt — eine neue reizende Herzdame gefunden. Auch die Polizei machte Miene, sich um die schöne Ungarin nicht weiter zu kümmern.

Die Scene wechselt. Wir sind in London. Eine reiche Dame, welche durch ihre Schönheit und ihr emancipirtes Benehmen gleichmäßig in der eleganten Herrenwelt Aufsehen erregt und Eroberungen macht, sucht einen Jockey.

Es meldet sich unter vielen anderen Bewerbern ein junger Mann, welcher durch Schönheit seines Aeußeren und Eleganz seines Benehmens den Eindruck macht, die beste Erziehung genossen zu haben. Dies empfiehlt ihn der Kammerfrau und diese führt ihn in das Boudoir ihrer Gebieterin. Wie er hier eintritt, ruht auf einer Chaise-Longe ein Weib von höchstens fünfundzwanzig Jahren, schön, üppig, pikant, mit großen, glänzenden Augen und blauschwarzem Haare, das ihren Teint, den wunderbaren Teint einer zarten Blondine, geradezu blendend erscheinen läßt. Sie betrachtet den jungen Mann, dessen Gesicht gleichfalls von reichem, schwarzen Haare eingerahmt ist und der seine glühenden schwarzen Augen vor dem prüfenden Blicke der ihren niederschlägt, mit sichtlichem Wohlgefallen, das vorzüglich seinem zugleich schlanken und athletischen Bau zu gelten scheint und fragt dann, halb träge, halb hochmüthig: „Wie nennst Du Dich?"

„Lajos Mariassi."

„Ein Ungar?" Es zuckte seltsam in dem Auge der Fragerin.

„Ja."

„Wie kamst Du hierher?"

„Ich bin einer jener vielen Emigranten, welche durch die Revolution ihr Vaterland und ihre Existenz eingebüßt haben, aus guter Familie, Offizier bei den Honveds, muß ich jetzt — dienen, und Gott danken, wenn ich eine

zugleich so schöne und noble Gebieterin finde, wie Sie, Lady."

Miß Zoe — so nannte sich die schöne Frau — lächelte und zeigte bei dieser Gelegenheit zwei Reihen perlenweißer Zähne. „Sie gefallen mir," sagte sie, ohne sich zu bewegen, „ich bin geneigt, Sie in meinen Dienst zu nehmen, sobald Sie mit meinen Bedingungen zufrieden sind."

„O! ich will Ihnen unter jeder Bedingung dienen," rief der junge Mann beinahe begeistert, „ich bin stolz darauf, die Livree einer so schönen Dame zu tragen."

Man einigte sich leicht, und schon am nächsten Tage begleitete Lajos die reizende Miß Zoe zu Pferde in den Hydepark, wo sich der schimmernden Erscheinung bald ein Troß vornehmer Dandys anschloß und ihr wie der Schweif dem Kometen unermüdlich folgte. Fortan sah man Miß Zoe nie mehr ohne ihren Jockey, wenn sie ritt, ritt er hinter ihr, wenn sie kutschirte, saß er auf dem Rücksitz, besuchte sie das Theater oder eine Gesellschaft, hob er sie aus dem Wagen und nahm ihr den Mantel ab.

Man bezeichnete einen jungen Lord als den Anbeter der Miß Zoe, sie empfing auch in der That täglich seinen Besuch, dies hinderte sie jedoch nicht, mit ihrem Jockey zu kokettiren.

„Die Laune einer vornehmen Frau," dachte ihre Kammerfrau, wenn sie einen der verlangenden Blicke

auffing, welche Miß Zoe ihrem Diener zuwarf, „das kommt und geht wieder vorüber.“ Diesmal irrte sich aber die Welterfahrene.

Miß Zoe war ernstlich verliebt, und der Respekt, mit dem Lajos sie behandelte, versetzte sie in die übelste Laune. Eines Abends — sie hatte projektirt, in die italienische Oper zu fahren — ließ sie ausspannen, wies den Lord, der sich ihr zu Füßen werfen wollte, ab und befahl den Jockey in ihr Boudoir.

„Lajos,“ begann sie, „ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen.“

„Wie, gnädige Frau?“

„Ich will Sie nicht länger um mich sehen, hier ist Ihr Gehalt für drei Monate in vorhinein. Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus.“ Sie ging mit großen Schritten auf und ab.

„Ich gehorche, gnädige Frau,“ entgegnete der Jockey, „den Gehalt nehme ich jedoch nicht.“

„Warum nicht?“ fragte sie mit seltsamer Heftigkeit.

„Weil ich dann noch für drei Monate unter Ihrer Botmäßigkeit stände,“ sprach Lajos, „und ich frei sein will, und zwar noch in diesem Augenblicke, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen nicht um Ihres Geldes willen gedient habe, sondern weil ich das schöne Weib in Ihnen liebe und anbete.“

„Sie lieben mich!“ rief Zoe, „weshalb haben Sie

das nicht früher gesagt? Ich wollte Sie ja nur aus meiner Nähe verbannen, weil ich Sie liebe und mich von Ihnen nicht geliebt glaubte. Aber Sie sollen es mir büßen, daß Sie mich so sehr gequält haben. Auf der Stelle hieher zu meinen Füßen!"

Der Jockey beugte sein Knie vor dem schönen Weibe, dessen feuchte Lippen in demselben Augenblicke die seinen suchten.

Fortan war Lajos ihr Günstling. Freilich eifersüchtig durfte er nicht sein, der offizielle Verehrer blieb nach wie vor der junge Lord, welcher außerdem das Vergnügen hatte, den ganzen Aufwand der lockeren Schönen zu bestreiten, und dann war noch ein kleines Heer von sogenannten „guten Bekannten," welche das Glück genossen, hie und da ein Lächeln und manchmal etwas mehr zu erobern, und dafür die Erlaubniß bekamen, Miß Zoe mit seltenen Blumen, einem Papagei oder Diamanten zu überraschen.

Je vertraulicher Zoe mit Lajos wurde, um so unheimlicher wurde ihr sein Blick, welcher manchmal mit einer Art Verachtung auf ihr ruhte. Sie stand bald vollkommen unter seinem Einflusse und sie fürchtete ihn. Eines Tages, während er mit ihren dunklen Locken spielte, sagte er spöttisch: „Man sagt sonst, die Gegensätze ziehen sich an, und Du bist doch eben so schwarz wie ich."

Miß Zoe lächelte und riß mit einem kühnen Griff ihre schwarzen Locken herab, in demselben Moment saß die

reizendste Blondine neben Lajos, welcher sie aufmerksam, aber durchaus nicht erstaunt betrachtete.

Der Jockey verließ seine Gebieterin gegen Mitternacht, um, wie er sagte, nach den Pferden zu sehen. Sie machte eine reizende Nachttoilette und ging dann zu Bette. Vergebens erwartete sie den Geliebten durch eine volle Stunde, dann schlief sie ein. Zwei Stunden nach Mitternacht wurde sie geweckt.

Ein Polizeibeamter, von Konstablern begleitet, stand an ihrem prächtigen Lager.

„Wen suchen Sie?“ schrie sie auf.

„Cäcilie K.,“ erwiederte der Beamte.

„Ich bin Miß Zoe.“

„O! ich kenne Sie,“ sprach der Beamte lächelnd, „aber nehmen Sie gütigst Ihre schwarzen Locken herab und Sie sind Cäcilie K. Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.“

„Mein Gott!“ stammelte die Unglückliche, „Lajos hat mich verrathen.“

„Sie irren, Madame,“ sprach der Beamte, „er hat seine Pflicht gethan.“

„Wie? Lajos — mein Geliebter.“

„Nein, Lajos der Polizeiagent.“

Cäcilie erhob sich von ihrem Lager, um im nächsten Augenblicke ohnmächtig zu Boden zu sinken.

20.

Der wahnsinnige Graf.

In einer deutschen Landschaft, welche sich weder durch geistiges Leben noch Naturschönheiten auszeichnet, in der sogar Berge und Bäume den Eindruck machen, abscheuliche Philister zu sein, lebte vor zwanzig Jahren etwa ein Graf W*** mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, von der Welt, die er genügend genossen und kennen gelernt hatte, zurückgezogen, auf seinem Schlosse, welches eine gewisse historische Romantik mit allen modernen Bequemlichkeiten und dem Luxus der Gegenwart vereinte.

Der Graf war nahe an vierzig Jahre, noch immer schön, ja interessant, aber von einer an das Unheimliche streifenden Abspannung und Blasirtheit. Die Gräfin, eine jener guten bescheidenen Frauen, welche ohne besondere körperliche Reize oder glänzende Geistesgaben doch einen

Mann, der für das Familienleben Sinn hat, sehr glücklich machen können, hatte mit ihrem Gatten schlechte Tage, schwere Stunden.

Graf W*** war von einem schönen geistvollen Weibe, das er angebetet hatte, in infamer Weise betrogen worden und hatte in einem Anfluge von Resignation seine hochgeschraubten Ansprüche an das Leben aufgegeben und eine Verstandesheirath geschlossen. Er hatte seine Frau nie geliebt, aber er hoffte, mit derselben anständig leben zu können und täuschte sich auch nicht darin, bald aber fand ein interessanter psychologischer Prozeß bei ihm statt.

Als Gegensatz seiner guten Frau, welche ihn eben langweilte, tauchte in seiner Phantasie immer wieder das Bild jenes verworfenen Weibes mit allen dämonischen Reizen, welche sie geschmückt hatten, auf. Er kam allmählig zu der Ansicht, daß es kein Weib giebt, das uns zugleich Achtung und Leidenschaft einzuflößen im Stande ist, er theilte die Frauen in zwei Gruppen, in brave, aber reizlose und beschränkte, und in geistreiche, schöne, berauschende, aber schlechte. Und endlich bildete er sich ein ganz apartes Frauenideal. Er wollte mit den diabolischen Eigenschaften des Weibes rechnen, er verlangte nur Ehrlichkeit in der Sünde, er haßte die Betrügerinnen und verabscheute die ehrlichen Frauen, und so erschien ihm als das Wünschenwertheste ein Weib, das, ohne zu heucheln oder zu täuschen, den Muth hat, sich offen zu dem Evan-

gelium des Genusses zu bekennen, ungescheut seinen Egoismus hervorzukehren und den Mann als ein Werkzeug zu behandeln, das weggeworfen wird, sobald man seiner nicht mehr bedarf, und je grausamer um so besser. Ein solches Weib, das fühlte er, konnte er anbeten, aber eine Art Instinkt hielt ihn doch immer ab, es zu suchen, denn er mußte sich sagen, daß er in Gefahr war, nicht allein der Sklave, sondern geradezu der Spielball desselben zu werden, da es seinen müden Nerven sogar als ein pikanter, physischer Reiz erschien, von einem schönen, treulosen Weibe mißhandelt zu werden.

Aus dieser Krankhaftigkeit entsprang eine geheimnißvolle Vorliebe für Pelzwerk, welche sich noch am besten durch die große Elektrizität desselben erklären läßt, und so bekam sein Ideal in seiner Phantasie eine ganz bestimmte Toilette, eine mit Pelz besetzte Jacke in der Art, wie man sie häufig bei den Almanach-Damen der Vierziger Jahre oder bei emancipirten Russinnen sieht.

Bei allen diesen Seltsamkeiten, welche in den Augen der Verwandten und Freunde des Grafen als Verrücktheit galten, war W*** ein vortrefflicher Vater und beschäftigte sich eifrig mit der Erziehung seiner Kinder. Es kam endlich die Zeit, da die Schweizerin bei denselben nicht mehr ausreichen wollte und man sich nach einer tüchtigen deutschen Erzieherin umsah. Dieselbe war nicht so leicht gefunden, aber endlich kam doch der Abend, wo der Wagen des

Grafen dieselbe an der Poststation abholen und in das Schloß bringen konnte. Es war indeß keines jener blau gestrumpften, abgetragenen Fräuleins mit tadelloser Tugend und langen Schmachtlocken, das jetzt vor dem Portale desselben ausstieg, sondern eine junge, feine, reizende Dame, welche im nächsten Augenblick den elegant chaussirten, kleinen Fuß mit dem festen Entschluß über die gräfliche Schwelle setzte, hier ihr Glück zu machen.

Der Teufel, den der Graf beschworen hatte, war ihm in diesem Momente näher, als er glaubte, denn das schöne Mädchen, das jetzt ohne jede Befangenheit, sicher und klug vor ihm in dem großen Ahnensaale stand, besaß jene Selbstsucht, jene Kälte des Blutes, jene Härte des Gemüthes, welche er so reizend fand, im höchsten Grade, und doch war Bella Hartmann eine vollkommene Unschuld im Sinne der Welt, freilich nicht in dem des Psychologen. Durch ihren jungfräulichen Zauber fesselte sie ebenso die Gräfin, wie den Grafen durch den stolzen Charakter ihrer Schönheit. So mag Brunhild vor Günther gestanden sein, so hoch und schlank, das hochmüthige Haupt von den goldrothen Zöpfen gekrönt, und so eisig mag der Blick ihrer diabolischen grünen Augen in die weiche Seele des verliebten Mannes gedrungen sein.

Der Eindruck, den Bella gleich im ersten Augenblicke auf den Grafen W*** machte, war unbeschreiblich, er verlor so sehr seine Selbstbeherrschung, daß er der Erzieherin

Galanterien erwies, welche seine Frau jederzeit vergebens von ihm erwartet hatte, er bediente sie beim Thee, als sei sie ein ebenbürtiger Gast in seinem Hause und nicht seine Dienerin. Bella zeigte sich vorläufig durch seine Aufmerksamkeiten beschämt, was ihr das Herz der Gräfin vollends gewann. Sie überblickte nur zu bald die Situation und begann den Grafen, den sie sich gleich am ersten Abende zum Opfer ausersehen hatte, zu beobachten, und auch die Gräfin, und zwar die Letztere, um zu wissen, wie sie nicht sein dürfe, wenn sie den Grafen zu ihren Füßen sehen wollte. Als sie vollkommen klar sah und insbesondere die Neigung des Grafen theils entdeckt, theils errathen hatte, begann Bella, soweit es ihre Stellung erlaubte, ihm sein Ideal zu verkörpern.

Während die Gräfin ihren Gemahl durch die Einfachheit und Schmucklosigkeit ihrer Toilette erbitterte und vor Pferden und Waffen eine ihm verächtliche Scheu zeigte, stellte die schöne Erzieherin dieselbe nicht allein durch ihren lebhaften Geist, ihre weitaussehende Bildung und ihren feinen Geschmack für Kunst und Literatur in Schatten, sondern entfaltete weit über ihre Verhältnisse eine poetische reiche Toilette, schoß mit dem Grafen mit Pistolen nach der Scheibe und bestieg zu seiner Freude ohne Zögern die muthigsten Pferde, ja sie ritt mit ihm zur Hetzjagd, und als der Herbst kam, erschien sie sogar in einer pelzbesetzten Sammtjacke, welche ihre plastischen Formen prächtig hob.

Kühn, eine vollendete Amazone, setzte sie an der Seite des Grafen mit ihrem Pferde über Hecken und Gräben, und wenn sein Auge bewundernd auf ihr haften blieb, verzog sie spöttisch den Mund.

Einmal stürzte der Graf mit seinem Lieblingspferde, als er sich erhob, hatte das edle Thier den Fuß gebrochen und es blieb also nichts übrig, als es zu tödten. Der Graf zog eine geladene Pistole aus dem Halfter und richtete die Mündung auf seinen getreuen Gefährten, aber er war nicht im Stande loszudrücken, Thränen traten in seine Augen. Da nahm ihm Bella mit einer spöttischen Bemerkung die Waffe aus der Hand. Ein Schuß — das Thier hatte verendet. Der Graf blickte mit unheimlichem Entzücken auf das herzlose Mädchen.

Ein anderes Mal geschah es, daß ein großer Neufundländer im Schlosse einen der Diener gebissen hatte. Niemand hatte es gewagt, das große, imposante Thier zu strafen, aber Bella, welche ihn mit ihrem magnetischen Blicke bändigte, band den Hund an einen eisernen Ring und peitschte ihn, bis er winselnd zu ihren Füßen lag.

„Ich glaube, Sie wären im Stande, einen Menschen eben so grausam zu behandeln," sagte der Graf, als er zu der Exekution kam.

„O! mit Vergnügen," erwiederte Bella.

„Auch einen Menschen, der Sie liebt?"

„Den erst recht!" sprach die schöne Amazone.

„Mich zum Beispiel?“ flüsterte der Graf.

„Sie?“ — Bella zuckte verächtlich die Achseln — „lieben Sie mich denn?“

„Ich bete Sie an —“

„Und Sie würden sich von mir peitschen lassen?“ fragte das Mädchen mit dem steinernen Herzen lauernd.

„Ich wäre selig —“

Bella begann zu lachen. „Aber ist es denn möglich, daß ein grausames, treuloses Weib das Ideal eines Mannes sein kann?“

„Ich würde ein solches Weib anbeten,“ sagte der Graf.

„Nun, so beten Sie mich an,“ erwiederte Bella.

„Sie wären so ein Weib“ — stammelte der Graf — „und Sie könnten mich lieben?

„Wer sagt denn das?“ entgegnete Bella stolz, „ist es nicht genug, wenn ich Ihnen gestatte, mich zu lieben?“

Diese Stunde entschied über das Schicksal des Grafen, er fühlte fortan von Tag zu Tag die Leidenschaft für die Erzieherin seiner Kinder wachsen und um so mehr, als sie seinen Bitten, Thränen, Schwüren eine unerschütterliche Gleichgiltigkeit entgegensetzte. Nichts war im Stande, dieses Mädchen zu rühren.

Lange kämpfte der Graf, plötzlich wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß er sich von seiner Gemahlin geschieden und die Erzieherin seiner Kinder geheirathet hatte. Nicht lange und Graf W*** zog mit seiner jungen

schönen Gemahlin nach der Residenz, wo dieselbe bald durch ihren Bongout und ihre Koketterie die Löwin der High-life wurde. Er hatte sein Ideal gefunden, denn Bella blieb nicht bei den Aeußerlichkeiten desselben stehen, sie trug prächtige Pelze, reizende Pelzjacken in allen Farben, aber sie hatte dazu ihre Anbeter und den Grafen behandelte sie wie damals seinen Neufundländer. Er litt entsetzlich, er starb beinahe vor Eifersucht, aber je mehr Bella über ihn lachte, je grausamer sie ihn behandelte, je größer der Kreis ihrer Verehrer wurde, um so wahnsinniger liebte sie Graf W***.

So vergingen Jahre. Sie begann im Laufe derselben eine politische Rolle zu spielen und trat zu einem Prinzen des regierenden Hauses in innige Beziehungen. Ihr Gemahl wurde ihr allmählig lästig, und je mehr sich Liebe und Eifersucht bei ihm steigerten, endlich unerträglich.

Eines Abends, als er sie mit Vorwürfen überschüttete, sagte sie ruhig: „Du bist im Rechte, aber ich werde mich nicht ändern. Jetzt, wo Du Dein Ideal hast, entsetzest Du Dich vor demselben; es ist besser, wir trennen uns."

Der Graf starrte sie an, dann warf er sich verzweifelnd vor ihr nieder und beschwor sie, ihn nicht zu verlassen.

„Gut," sagte Bella trocken, „aber ich bleibe nur unter der Bedingung bei Dir, daß Du vollkommen von mir abhängig bist, verschreibe mir augenblicklich Dein ganzes Vermögen."

Der Graf gehorchte freudig dem Gebote seiner schönen Gemahlin, er ahnte nicht, daß er in diesem Augenblicke sein Todesurtheil unterschrieb. Es fiel ihm auch durchaus nicht auf, daß Bella plötzlich den Wunsch äußerte — und jeder ihrer Wünsche war ja Befehl — wieder einmal einige Wochen auf ihrem Schlosse zuzubringen.

Wenige Tage, nachdem Graf W*** mit seiner Gemahlin angekommen war, erschien, während er sich auf der Jagd befand, ein junger, schöner Mann im Schlosse, welcher mit der Gräfin eine längere Unterredung hatte. Dieser schöne Mann galt in der Residenz als einer der begünstigsten Anbeter der neuen Messalina, es war der Direktor der Irrenanstalt.

Als der Graf gegen Abend zurückkehrte, fand er Bella in einem weißen Spitzenneglige in ihrem Schlafgemache, ihr offenes goldrothes Haar spielte um ihre üppige, schlanke Gestalt bis zu den Hüften herab. „Du bist so seltsam schön heute," begann er, indem er den Arm um sie schlang.

„Ah! Du willst wieder einmal gepeitscht werden," erwiederte Bella mit eisigem Hohn.

„Ja, tritt mich mit Füßen," bat der Graf, „ziehe aber Deine Pelzjacke dazu an."

„Heute, an dem heißen Augustabend," erwiederte Bella sehr laut, „bist Du verrückt?"

„Zieh' sie an," fuhr der Graf fort, „Du kennst die köstliche Wirkung, die Pelzwerk auf mich übt, besonders an

einer Frau, die so schön, so grausam ist, so schlecht, wie Du.“ Er kniete vor ihr nieder, während sie eine mit Hermelin reich ausgeschlagene veilchenblaue Sammetjacke aus dem Kasten holte und anzog.

„Dein Anblick macht mich wahnsinnig,“ rief der Graf, „mißhandle mich, ich bitte Dich darum.“

Die Gräfin nahm nun rasch mit einem seltsamen Blick auf ihren Gemahl die Peitsche und begann ihn damit zu schlagen. „O! Du schlechtes, verworfenes, treuloses Weib,“ murmelte der Graf dabei, „Deine Mißhandlungen sind weit köstlicher als die Küsse einer Madonna!“

„Verlangen Sie noch mehr zu sehen und zu hören?“ sprach plötzlich Bella mit erhobener Stimme.

„Nein,“ erwiederte der Irrenarzt und trat hinter dem Vorhang, der ihn versteckt hatte, hervor in das Zimmer.

„Was wollen Sie? Wie kommen Sie hier herein?“ fragte der Graf, indem er aufsprang.

„Ich komme um Sie, Herr Graf,“ erwiederte der Irrenarzt, ihn scharf in's Auge fassend, „Sie sind krank.“

„Krank — ich?“ stammelte der Graf.

„Ja — geisteskrank,“ sagte der Irrenarzt, „Sie werden die Güte haben, mich zu begleiten.“

In diesem Augenblicke sah der Graf plötzlich klar, mit einem Wuthschrei stürzte er sich auf seine Gemahlin, aber ehe er sie ereilte, war er von dem Irrenarzt und dessen

Leuten, die auf seinen Wink aus dem Nebengemache herbeigestürzt waren, zu Boden geworfen.

„Verrathen!“ stöhnte er. Eine Ohnmacht entzog ihn allen weiteren Mißhandlungen.

Als er zu sich kam, stak er in der Zwangsjacke und befand sich an der Seite des Vertrauten seiner Frau auf dem Wege in das Irrenhaus. Bella hatte ihr Ziel erreicht, ihr Glück gemacht. — —

Ein Jahr nach der Katastrophe verbreiteten sich Gerüchte über dieselbe, welche ein Verbrechen wahrscheinlich machten. Endlich erfolgte sogar eine Anzeige von der Seite eines ehemaligen Dieners des Grafen. Die Untersuchung wurde eingeleitet, aber ohne Erfolg, da die Kommission, welche sich in das Irrenhaus begab, den Grafen wirklich wahnsinnig fand. Er war in der Zwangsjacke und unter den grausamen Peitschenhieben seines Peinigers, welche ihm offenbar weniger Genuß bereiteten als die der schönen Bella, wirklich toll geworden. Es war einer jener nicht eben seltenen Fälle, wo sich die strafende Gerechtigkeit vollkommen ohnmächtig sieht und die Vergeltung anderen, höheren Mächten überlassen muß.

21.

Karpathenräuber.

In keinem Volke der Erde ist eine solche Neigung zur Selbsthilfe, wie in dem russischen, und zwar insbesondere in dem das südliche Rußland und östliche Galizien bewohnenden kleinrussischen (ruthenischen). Während das übrige Oesterreich geduldig den Metternich'schen Absolutismus trug, emancipirten sich die galizischen Bauern in mehr als einer Richtung, sie erzwangen sich eine Art Nationalgarde, die sogenannte Bauernwache, welche von der Regierung sogar bis zu dem Grade anerkannt wurde, daß derselben im Strafgesetzbuche gleich dem Militär, der Finanzwache und Gensdarmerie, in bestimmten Fällen das Recht zugesprochen wurde, von den Waffen Gebrauch zu machen. In den Bauerngerichten, gegen welche der Staat vergebens ankämpfte und heute noch ankämpft, sprechen Geschworene

Recht, und zu Anfang unseres Jahrhunderts nahmen die Gemeinden sogar für einige Zeit die Einhebung der Steuern in die Hand und besorgten dies so gut, daß die Rückstände sich auf ein Minimum reduzirten.

Als sich im Anfange des Mittelalters zuerst im Westen Europa's und dann bald auch im Osten der Adelsstaat entwickelte, beugten sich, bis auf einzelne vulkanische Eruptionen, wie jene der Jaquerie und des deutschen Bauernkrieges, sämmtliche westliche Völker stumm und knechtisch der Gewalt der Fürsten und der Edeln. Ganz anders die Russen. Hier lebten so gewaltige demokratische Instinkte, ein so wilder Freiheitstrieb im Volke, daß sich in demselben Maße, wie die Macht der Herrscher und des Adels, auch der Kampf der unteren Schichten gegen dieselbe organisirte und mit der Tyrannei so sehr gleichen Schritt hielt, daß er endlich zu einem permanenten Volkskrieg gegen die herrschenden Stände wurde, zu einem Kriege ohne Frieden, ja ohne Waffenstillstand. Die vom Adel ihrer alten freiheitlichen Gemeinde-Institutionen beraubten, unterdrückten, der Frohne und endlich der Sklaverei unterworfenen russischen Bauern fügten sich nicht gleich den französischen, englischen, deutschen oder polnischen, sondern flüchteten schaarenweise theils in die weiten, damals noch menschenleeren Steppen am Don und Dniepr, theils in die Schluchten der Karpathen, bildeten da wie dort freie republikanische Genossenschaften und entsendeten ihre Banden bis in das

Innerste Rußlands und Polens, um den Adel zu morden, zu berauben und seine Sitze niederzubrennen. In den Steppen nannten sie sich Kosaken und wuchsen rasch zu einem selbstständigen Volke, in den Karpathen hießen sie Hajdamaken und gaben dem galizischen Gebirge eine unabhängige, kühne, streitbare Bevölkerung, welche der Krone gewisse Abgaben leistete, jedoch niemals adeligen Herren unterthänig war, niemals eine Robot leistete, nie die Leibeigenschaft kannte und sich heute noch unter dem Namen Huzulen als ein ebenso interessanter wie freiheitsliebender slavischer Stamm erhalten hat.

Als Polen getheilt wurde und die österreichische Regierung in Galizien die Rechte des Adels einschränkte, aber die Unterthänigkeit des Bauers und die Robot, wenn auch in bei weitem milderer Form, aufrecht erhielt, dauerte der Volkskrieg an den Abhängen der Karpathen zwar fort, nahm aber gleichfalls einen minder grausamen und entsetzlichen Charakter an.

Während die Hajdamaken bisher die Edelleute und ihre Frauen dutzendweise in die Erde eingegraben und dann ihre Köpfe mit der Sense, der Lieblingswaffe des kleinrussischen Bauers, abgemäht, die vornehmen Herren gleich Eulen an die Thore ihrer Schlösser genagelt oder endlich, den mit Honig bestrichenen Kopf in einem Ameisenhaufen, an einen Baum gebunden hatten, begnügten sie sich jetzt, Adel und Geistlichkeit zu brandschatzen, auch die Geistlich-

keit, deren jus stolae kaum weniger böses Blut unter den Bauern machte, als die Robot; und so wurden aus den Kämpfern für die uralten Rechte und Freiheiten des Volkes die — Karpathenräuber. Aber auch als solche blieben sie in den Augen der misera plebs echte Volkshelden und die Rächer ihrer Leiden.

Beinahe gemüthlich war das Verhältniß dieser Räuber zur Regierung.

Als die galizischen Bauern allmählig erkannten, daß sie bei den kaiserlichen Kreisämtern Schutz suchen und finden konnten, wurde die österreichische Regierung ebenso wie ihre Organe, die Beamten, populär, und die Karpathenräuber, die Vehme des Landvolkes, behandelten dieselben Behörden, von denen sie unablässig verfolgt wurden, mit unglaublicher Courtoisie.

Es geschah von Zeit zu Zeit, daß sich eine Räuberbande bei dem Vorstande einer Staatsherrschaft zu Gaste lud, man empfing sie dann auf das Beste und bewirthete sie reichlich, die Räuber sangen ihre herrlichen Lieder, ließen die Spielleute des Dorfes spielen und tanzten mit den Mädchen, welche sie ebenso wie die Kinder beschenkten, und dann friedlich den Rückweg antraten.

Zur Zeit, als das Räuberwesen am stärksten war, ging mein Onkel, damals Kameralverwalter in Kalusch, stets mit einer Doppelflinte umher; auch jenen Ort, wohin nach einem alten guten Sprichwort der Kaiser sogar zu

Fuße geht, besuchte er nie ohne dieselbe. Hier saß er eines Abends, die Flinte quer über die Kniee gelegt, als plötzlich ein lautes Gelächter ertönte. Mein Onkel blickte auf und sah zu seinem Schrecken einen Mann mit rußgeschwärztem Gesichte, offenbar einen Räuber, durch das kleine Fenster auf ihn herabsehen und zugleich die Mündung seines Gewehres auf sich gerichtet.

„Rühr' Dich nicht, Alterchen," sprach der Räuber, „sonst müßte ich auf Dich schießen und das thäte mir leid, denn wir haben alle Achtung vor Dir' und sind Dir gut. Du kannst ruhig ohne Waffe herumgehen, Niemand wird Dir ein Haar krümmen. Gute Nacht!" Damit verschwand er. —

Der berühmteste, populärste und interessanteste der galizischen Karpathenräuber war Dobosch, der seine Hauptrolle um das Jahr 1820 herum spielte. Er lebt heute noch in den Geschichten und Liedern des galizischen Volkes fort, ein zweiter Cid, und mannichfache Mährchen knüpfen sich an seine phänomenale Erscheinung, wie an die des Siegfried der Nibelungen.

Der Huzule erzählt heute noch mit feierlichem Ernste von ihm, daß er gleich dem germanischen Helden oder dem homerischen Achilles durch seine Mutter gefeit war und wie ein zweiter wilder Jäger mit Freikugeln schoß, welche niemals ihr Ziel verfehlten.

Er hielt sich mit seiner berittenen Bande meist in der

Nähe der Czorna-Hora (der höchsten galizischen Spitze der Karpathen im Kreise von Kolomea) auf, hier kamen die Bauern weit her zu ihm, klagten wider ihre Unterdrücker und Dobosch hielt Gericht und strafte die Schuldigen, soweit sein Arm reichte, und er reichte sehr weit. Die Behörden bemühten sich vergebens, dem sichtbaren Walten dieser bis an die Zähne bewaffneten Vorsehung auf Erden Einhalt zu thun. Mehr als einmal zogen Militärkolonnen gegen den kühnen Räuber zu Felde, aber jedesmal vergebens. — Die Stellung Ungarns zur Monarchie unterstützte sein Treiben: wurde er in Galizien verfolgt, zog er sich auf ungarisches Gebiet zurück, veranstalteten die Comitate eine Jagd auf ihn und seine Leute, floh er nach Galizien, aber stets nur, wenn er von größeren Massen erdrückt zu werden fürchtete; Feinden, welche ihm an Zahl nicht zu sehr überlegen waren, stellte er sich immer muthig entgegen und wies sie mit blutigen Stirnen zurück.

Sein Lieblingsaufenthalt war das reizende Dörfchen Mikuliczin im Stanislauer Kreise in Galizien. Hier wohnte nämlich seine Geliebte, Dzwinka, die Frau eines wohlhabenden Bauers, welche er ziemlich ungenirt besuchte. Er liebte das schöne, schlanke Huzulenweib mit den braunen Rehaugen und dem üppigen schwarzen Haare einer georgischen Sultanin mit fanatischer Leidenschaft und fand auch durch diese Liebe, wie alle Führer der Karpathenräuber, den Tod.

Stephan, der Mann der schönen Dzwinka, war begreiflicher Weise eifersüchtig auf den Räuber seines Weibes und nährte gegen denselben einen tiefen, unauslöschlichen Haß. Wenn er denselben lange Zeit bezwang, so lag dies weniger daran, daß er die Rache des Räubers fürchtete, als daß er Dobosch für unverwundbar hielt. Dobosch selbst legte sich die gefährliche Schlinge. Er hatte in der Nähe der Czorna-Hora einen Schatz vergraben. In einer schwachen Stunde verrieth er der Geliebten sein Geheimniß und entfesselte dadurch in der dämonischen Natur derselben die schlummernde Selbstsucht und Habgier. Einmal, als er sie zärtlich umarmte, fragte sie ihn, ob er denn wirklich gegen Schuß und Stich gefeit sei.

Dobosch nickte.

„Und giebt es kein Mittel, Dich zu tödten?“ forschte sie weiter.

„Wohl giebt es eines,“ erwiederte der Räuber.

Und nach manchem Drängen der Geliebten sprach er: „Ich habe nur einmal in meinem Leben unschuldiges Blut vergossen, ein Tropfen dieses Blutes klebt noch an der Goldmünze, die der Erschlagene auf dem Hute trug und die Du jetzt auf dem meinen siehst. Eine Hexe hat mir prophezeit, daß ich einst getödtet werde durch eine Kugel, die man aus dieser Münze gießt.“

Und wieder einmal schlief Dobosch in dem Schooße der Geliebten, und sie stahl ihm die verhängnißvolle Münze



und gab sie ihrem Manne. Derselbe goß eine Kugel daraus, schnitt ein Kreuz in dieselbe und legte sie während der Messe in den Weihbrunn, genau so, wie es die Bärenjäger in den Karpathen mit ihren Kugeln machen.

Als nun Dobosch eines Abends wieder an die Thüre Dzwinka's pochte, fand er dieselbe gesperrt. Die Verrätherin erschrak im letzten Augenblicke vor ihrer eigenen That und wollte ihn nicht einlassen. Erst als der Räuber die Thüre zu sprengen drohte, öffnete sie dieselbe. Ihr Mann stand oben unter dem Strohdache mit der Flinte und zielte auf Dobosch, auf der Schwelle der Geliebten ereilte ihn die tödtliche Kugel. Er sank um. Die Gefährten eilten ihm zu Hilfe, während Stephan floh und Dzwinka sich weinend über den Geliebten warf.

„Geh! Du hast mich verrathen," sprach Dobosch, „für Dich sind zweitausend Dukaten vergraben, so bist Du für Alles bezahlt. — Nehmt mich auf Eure Beilstöcke, Burschen" — wandte er sich hierauf zu den Räubern — „und tragt mich auf die Czorna-Hora; dort will ich sterben."

Die Gefährten gehorchten, oben auf dem Berge stellten sie ihn unter die alte Buche, unter der er Gericht gehalten, hier sprach er: „Es ist Zeit zu scheiden. Begrabt mich hier, wenn ich todt bin, dann theilt das Geld und geht auseinander. Ihr sollt nicht Räuber sein, Euch fehlt die echte Art, geht auseinander, sag' ich Euch, in die weite Welt, Ihr habt keinen Führer mehr."

Damit starb er.

Die Gefährten begruben ihn unter der alten Buche, wie er verlangt hatte, dann theilten sie das Geld und zerstreuten sich.

Ein anderer Räuber, Stolnuk, um das Jahr 1847, ein wahrer Riese, über sechs Fuß hoch und von beispielloser Kraft, tapfer, großmüthig und voll Ehrgefühl, wurde gleichfalls durch Verrath seiner Geliebten in der Hütte derselben von Soldaten gefangen genommen. In dem Augenblicke, wo dieselben eindrangen, holte er mit seinem Topor (Beilstock) so gewaltig aus, daß derselbe in die Holzdecke einschlug und stecken blieb; während er ihn loszumachen suchte, wurde er überwältigt.

Er pflegte auf seinen Raubzügen stets mit einer hölzernen Larve zu erscheinen, welche er sich selbst geschnitzt hatte.

Als er sich beim Verhör widersprach und der Richter ihm sagte: „Du lügst!“ sprang er auf, schüttelte seine Ketten und rief: „Vor fünf Tagen hätten Sie mir das nicht gesagt, Herr!“

Er wurde standrechtlich verurtheilt und hingerichtet. Unter dem Galgen stehend erkannte er seine Mutter und seine Geliebte und nickte ihnen zu. Dann sprach er zum Volke und starb ruhig.

Eigenthümlich ist es, daß das galizische Räuberthum aus sich selbst heraus sich die Vergeltung schuf. Einer der

kühnsten Karpathenräuber lag einmal Nachts an dem Feuer und sann seiner Jugend nach, der Zeit, wo ihn keine Schuld drückte, wo noch kein Blut seine Hand befleckte, und mächtig ergriff ihn die Reue. Da neigten sich plötzlich die Bäume zur Erde, ohne daß in der Luft die geringste Bewegung war, das Feuer verlöschte und der Rauch quoll zu einer Gestalt zusammen.

Es war der Bys — der Teufel —, der grau, mit einem langen grauen Barte, vor dem Räuber stand. Er begann ihn zu verhöhnen und ihm dann alle Schätze der Erde anzubieten, sobald er seinem entsetzlichen Handwerke treu bleiben wolle. Aber die Fürsprache des bösen Geistes machte eine verkehrte Wirkung. Der Räuber bekreuzte sich, und der Teufel wuchs riesengroß empor, um dann um so mehr zusammenzuschrumpfen und sich in Rauch aufzulösen. Als sich der Räuber aufrichtete, brannte das Feuer ruhig wie früher und die Gefährten lagen umher und schliefen.

Früh am Morgen stieg er in das nächste Dorf hinab und beichtete einem Priester den ganzen Vorfall und nahm das Sakrament darauf. Sein Beichtvater bestimmte ihn, nach Stanislau zu gehen und sich dem dortigen Kreishauptmann freiwillig zu stellen. Dieser, ein nicht gewöhnlicher Beamter, sprach lange mit dem reumüthigen Räuber über die Mittel und Wege, dem Räuberthum in den Karpathen zu steuern. Die Folge dieser Unterredung war zunächst der Vorschlag des Kreishauptmanns an die Regierung,

theils aus Räubern, welche aus eigenem Antriebe ihrem blutigen Handwerke den Rücken kehrten, theils aus Freiwilligen, die zu diesem Zwecke unter den des Landes, seiner Bräuche und Eigenthümlichkeiten kundigen Huzulen angeworben würden, ein eigenes Korps ausschließlich zur Bekämpfung der Räuber zu schaffen und dasselbe nicht dem Militärkommando, sondern den Kreisämtern unterzuordnen.

Das Projekt fand Anklang und kam endlich wirklich zur Ausführung.

Der reuige Räuber wurde der erste Anführer dieser sogenannten „Gebirgsschützen,“ welche, das Gebirge und die Schliche der Räuber genau kennend, ebenso zweckmäßig adjustirt wie diese, mit ganz anderem Erfolge als die schwerfälligen vormärzlichen Soldaten den Kampf gegen die Hajdamaken führten.

Doch gelang es auch ihnen nur, dem Räuberwesen in den Karpathen enge Grenzen zu stecken, nie jedoch, es ganz auszurotten.

Erst die Aufhebung der Unterthänigkeit und der Robot, jener denkwürdige Maitag des Jahres 1848, welcher dem galizischen Bauer Eigenthum und Freiheit gab, machte auch dem Räuberthum ein Ende.

Es erlosch jetzt von selbst, es hatte seine Aufgabe erfüllt, das galizische Volk schloß nach jahrhundertelangem Kampfe endlich Frieden mit seinen Feinden, seinen Bedrückern.



22.

Fastnacht und Aschermittwoch.

Es ist eine Thatsache, für die uns jeder Tag neue Beispiele bietet, daß Menschen, welche durch den Zwang der Verhältnisse, durch Hunger, Noth, Elend oder sonst einen Antrieb der Verzweiflung auf die Bahn des Lasters gedrängt worden, ihr Herz, nach welchem in den heimlichen Schlupfwinkeln wie in den prunkenden Palästen der Schande nie gefragt wird, meist reiner und besser, vor Allem aber liebesfähiger erhalten als Jene, welche, schimmernden Idealen, poetischen Fatamorganen nachjagend, aus Laune den Weg der Tugend und Sitte verlassen.

Besonders gilt dies von den Frauen. Der Mann kann Manches in der Liebe sündigen und doch ein Ehrenmann bleiben; die Frau, welche einen unsittlichen Weg einschlägt, wird stets auch ein schlechter, haltloser Charakter

werden. Immer wird aber die Sünderin aus Geschmack, „la femme incomprise,“ wie der Franzose sie so treffend nennt, ein weit schlimmerer, grausamerer Vampyr der Gesellschaft sein als jene „verlorenen schönen Kinder,“ welche die Armuth zu Falle gebracht und denen Göthe in seinen venetianischen Epigrammen die reizende Apologie widmet:

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann,
So sang unter andern gemeinen Liedern ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.“

Dieselbe Idee verkörpert uns der Hochmeister deutscher Poesie in seiner wunderbaren Ballade „Gott und die Bajadere“ und der berühmte Chansonnier Frankreichs, Beranger, in seinen „Zwei barmherzigen Schwestern.“

Es ist eines der erhebendsten und interessantesten Schauspiele zugleich für den Menschenfreund, wenn in einem solchen tief verborgenen, verkannten, verhöhnten Herzen plötzlich die Liebe durchbricht, es geschieht dies dann mit einer wahrhaft elementarischen Gewalt und führt nicht selten einen tragischen Ausgang herbei.

Mir war immer die Geschichte des Antinous eine der wunderbarsten. Giebt es ein tragischeres Schicksal, als das des schönen Jünglings, der den Kaiser Roms, den Herrn der Welt, verliebt zu seinen Füßen sieht und sich mit herausforderndem Stolze seiner Ganymedrolle, seiner reich geschmückten Schmach freut, bis er ein Weib findet,

das ihm Liebe einflößt, eine echte, wahre Liebe, und er jetzt, wo ihm auf einmal seine Schande bewußt wird, sich von Reue und Scham getrieben, in den Nil stürzt, um in seinen Fluthen den Tod zu suchen und zu finden?

Seine Büste in Rom ist von wahrhaft rührender Schönheit, sein Kopf, von ambrosischen Locken umwogt, hat etwas Weibliches an sich und mahnte mich — während ich ihn betrachtete — an ein schönes unglückliches Weib, das ich gekannt und dessen Geschichte ich heute erzählen will, weil sie sich in einer tollen Fastnacht und an einem trüben Aschermittwoch-Morgen abgespielt hat.

Ihren Namen weiß ich nicht. Sie nannte sich Olga. Schön war sie wie eine Liebesgöttin, aber sie war mehr als schön, sie war interessant und hatte etwas Schwermüthiges, etwas Rührendes in ihrem Antlitz, wie der unglückliche Griechenjüngling, sie war von jenen Frauen, welche weder groß noch klein, weder üppig noch schlank sind, sondern eben nur schön. Ihre Züge besaßen das Ebenmaß der Antike, ohne durch Strenge oder Kälte abzustoßen. Ihre großen blauen Augen hatten jenen träumerischen, gütigen Blick, der uns unwiderstehlich zu den Füßen eines Weibes hinzieht, ihr Mund, dessen Oberlippe ganz wenig die herrlichsten Zähne sehen ließ, glich einer halb geöffneten Rose, und wenn sie ihr blondes Haar auflöste, schien sie eine Loreley, und sie war doch das beste Geschöpf von der Welt. Sie hat Niemanden in das Verderben gelockt, sie

allein wurde das Opfer ihres Unglückes, ihres traurigen Weges.

Wie ich sie kennen lernte? Es war in Gesellschaft eines Freundes, eines Mannes, der nicht schön war, dem aber die Treue, die Güte, der Geist der Wahrheit so deutlich in das Antlitz geschrieben waren, daß uns dieses Antlitz sehr bald schön erschien, ja mehr als das. Wir kehrten spät Abends aus einer Gesellschaft zurück, die Straßen schienen vollkommen menschenleer, plötzlich stießen wir auf einen Trupp roher Burschen, in dessen Mitte sich ein Mädchen vergebens der gemeinsten Insulten zu erwehren suchte und bei unserem Erscheinen um Hilfe rief.

Die Rotte auseinander treiben und das schöne Kind befreien, war das Werk eines Augenblicks. Die Burschen zogen sich, das ihnen entrissene Opfer unter unglaublichen Beschimpfungen verwünschend, zurück, das Mädchen aber, das bisher mit einem fast übermenschlichen Blick an dem Antlitze meines Freundes gehangen, ordnete seine etwas zerrüttete Toilette, murmelte Worte des Dankes und bog in eine Seitenstraße.

Wir folgten ihr. „Erlauben Sie uns, Sie zu begleiten," sagte mein Freund, „bei den nächsten hundert Schritten kann Ihnen dasselbe Abenteuer begegnen; wie können Sie sich aber auch zu dieser Stunde allein auf die Straße wagen?"

Das Mädchen schwieg.

„Ist Ihnen unsere Begleitung lästig?“ fragte ich.

„Nein, nein,“ stammelte sie, „ich bitte, wenn Sie die Gnade haben wollen —“

Mein Freund begann mit ihr eines seiner reizenden Gespräche über Welt und Menschen. Er hatte viel gelernt, viel gedacht und viel erlebt. Das Mädchen sprach nicht, aber sie hörte zu mit einer seltsamen, heiligen Neugier — wie etwa Magdalena den Worten des Heilandes gelauscht haben mag. Endlich hielten wir in einer engen verrufenen Straße, vor einem nicht minder verrufenen Hause. Mein Freund schien dies nicht zu bemerken.

„Mein Fräulein — aber es darf Sie ja nicht beleidigen — ich möchte Sie um etwas bitten,“ begann er.

„Was befehlen Sie —“ stotterte sie.

„Ich — oh! ich bitte Sie, erlauben Sie mir, Sie wieder zu sehen.“ Zugleich faßte er ihre Hand.

Sie machte sich sanft los. „Ich darf nicht,“ flüsterte sie, „um Ihretwillen, ich beschwöre Sie, gehen Sie jetzt.“

Wir verließen sie. Mein Freund blieb auf dem Heimwege gegen seine Gewohnheit vollkommen stumm. Er zeigte sich auch in den nächsten Tagen wortkarg und schien die Gesellschaft seiner besten Freunde zu meiden. Er war offenbar in das Mädchen verliebt.

Das Unglück wollte, daß wir ihr wieder einmal begegneten, diesmal in der Dämmerung. Sie bemerkte uns nicht, den Kopf stolz erhoben, die schönen Augen kokett

gleich jagdlustigen Amoretten nach allen Richtungen versendend, schritt sie in einer prächtigen Seidenschleppe, einem dunklen Sammtpaletot, das blonde Haar in einem schwarzen Sammthut, elastisch und imponirend zugleich, durch die Straße.

Wir verfolgten sie von Weitem. Ein bekannter Offizier begegnete ihr und grüßte sie vertraulich mit den Augen, ohne nur die Mütze zu berühren. Das fiel uns auf.

Wir fragten ihn.

„Ein verlorenes schönes Kind," gab er lächelnd zur Antwort. „Sie heißt Olga, wohnt —"

Mein Freund folgte ihr und sprach sie an, seine Stimme bebte dabei. „Ich kenne Sie jetzt," sagte er, „Sie werden daher wohl nichts mehr dagegen haben, daß ich Sie nach Hause begleite."

„Wenn Sie etwas Herz haben," erwiederte das schöne Mädchen, dessen Gesicht von flammender Röthe übergossen war, „so bitte ich Sie, mich auf der Stelle zu verlassen, Sie dürfen mich nicht besuchen, Sie nicht, ich beschwöre Sie."

Mein Freund rückte den Hut und gehorchte.

Monate waren vergangen. Es war am Faschingdienstag, als mein Freund, dessen Phantasie sich noch immer mit der modernen Loreley beschäftigte, ein parfümirtes Billet erhielt, folgenden Inhalts:

„Eine Dame, welche sich für Sie interessirt, bittet Sie, auf der heutigen Redoute zu erscheinen."

„Soll ich gehen?" fragte mein Freund.

„Gewiß."

„Mich warnt Etwas," sagte er, „ich habe eine Art Ahnung, daß mir heute Nacht etwas Unangenehmes, vielleicht Trauriges begegnen wird."

Er gab viel auf derlei Vorgefühle; ich aber lachte ihn aus, und wir gingen endlich doch auf die Redoute.

Gleich bei der ersten Tour, die wir im Saale machten, näherte sich ein vornehm eleganter weiblicher Domino meinem Freunde, nahm seinen Arm und verschwand mit ihm bald im Gedränge. Erst gegen Morgen kehrte mein Freund zu mir zurück, bleich, verstört und dabei glühend wie im Fieber.

„Um Gotteswillen, was ist Dir?" rief ich, „Du siehst aus, als wäre Dir wirklich ein Unglück passirt!"

„Wie Du es nimmst," entgegnete er schmerzlich lächelnd, „nennst Du es ein Unglück, wenn man ein schönes Weib liebt und von demselben wieder geliebt wird?"

„Gewiß nicht."

„Auch dann nicht, wenn dieses Weib eine Verlorene ist?"

„Olga!"

„Ja, Olga," seufzte mein Freund, „sie war es, die mir schrieb, sie liebt mich, und wie sie mich liebt, sie hat mich dahin gebracht, daß ich meiner selbst nicht mehr mächtig

war, lache über mich, verachte mich, ich war bei ihr, ich bin zu ihren Füßen gelegen wie ein Sklave, ich habe um ihre Gunst gebettelt wie ein Knabe, und sie — sie war gnädig — mein Gott, wohin soll das führen!“ Er barg sein Gesicht in den Händen und schwieg lange, dann erhob er sich und wir gingen. Einige Zeit saßen wir im Kaffeehause, Keiner sprach ein Wort, dann gingen wir in seine Wohnung. Es war sieben Uhr Morgens, Aschermittwoch. Auf seinem Tische fand mein Freund einen Brief, den ein Dienstmann gebracht hatte, er eröffnete ihn apathisch, plötzlich schrie er auf, nahm seinen Hut und stürzte davon.

Ich hob den Brief, der seiner Hand entfallen war, auf, er lautete:

„Mein Geliebter! In dem Augenblicke, wo Du dies liest und meine Seele vor Gott steht, darf ich Dich so nennen. Ich habe gelebt, wie ein Weib nicht leben soll, vielleicht ohne meine Schuld, aber ich verschmähe es, mich zu vertheidigen. Ich habe mein Leben gesühnt durch die Liebe zu Dir, die so heilig war und so groß, wie es meine Schuld unmöglich sein kann, und ich werde sie sühnen, indem ich sterbe. Mit Dir leben darf ich nicht, ohne Dich leben kann ich nicht. Also betrauere mich nicht. Du hast mich geliebt, was will ich mehr. Vergiß mich nicht, und — wenn es ein Leben nach dem Tode giebt — auf Wiedersehen!

Olga.“

In dem Briefe lag ihr Bild.

Mein Freund war zu ihr geeilt, sie war fort, er suchte sie überall und fand sie nicht. Gegen Abend erfuhren wir, daß ein junges Mädchen von dem Wiener Eisenbahnzuge überfahren worden war, sie hatte sich selbst auf die Schienen geworfen und war auf der Stelle todt geblieben.

Man hatte sie in das Spital gebracht. Hier sah ich sie. Es war Olga. — —

Mein Freund war dem Wahnsinne nahe, er blieb mehrere Jahre tiefsinnig und ist heute noch auffallend ernst und einsilbig.

Er hat nicht geheirathet.

Als ich ihn im vorigen Jahre in Graz wiedersah, zog er ein Medaillon aus der Brust und zeigte es mir mit einem traurigen Lächeln.

Es enthielt das Bild der schönen, unglücklichen Olga.

23.

Ein Demokrat im Bauernkittel.

Ich habe in einem früheren Abschnitte den demokratischen Charakter der galizischen Bauernbewegung von 1846 konstatirt, diesmal will ich meinen Lesern ein Bild des berühmten Bauernführers jener blutigen Tage, des Jakob Szela, Grundwirthes in Smarzowa, geben, welches in mehr als einer Beziehung interessant und eigenthümlich ist.

Jakob Szela war, als der Aufstand ausbrach, 60 Jahre alt. In Smarzowa, einem Dorfe des Tarnower Kreises, geboren, hatte er als junger Mensch die Verbesserungen entstehen sehen, welche zu Gunsten des galizischen Bauers, auf Grundlage der Unterthansgesetze und des Robotpatentes Joseph's II. durchgeführt wurden. Dies bestimmte die Richtung seines ganzen Lebens, er sah fortan in den kaiser=

lichen Kreisämtern die einzigen Stätten, wo der Bauer den Grundherren gegenüber zu seinem Rechte kommen konnte, in den österreichischen Gesetzen den besten Hort des Landmanns. Er begann sich frühzeitig mit den letzteren zu beschäftigen und trug sich andererseits mit hochfliegenden Plänen für die Reform der Unterthansverhältnisse, er erklärte mehr als einmal in seiner naiven Weise, „es werde keinen Frieden in der Welt geben, so lange ein Mensch Herr sei über den anderen, der eine für den andern im Schweiße seines Angesichtes arbeiten und selbst dabei darben müsse.“ Er wollte den Bauer von der adeligen Herrschaft vollständig frei, zum freien Eigenthümer seines Grundes machen und nur dem Staate und dessen Gesetzen unterstehen sehen.

Der Bauer von Smarzowa war also beiläufig von denselben Ideen erfüllt wie die ganze damalige liberale Partei in Europa.

Die Kenntnisse, welche Szela von Recht und Gesetz besaß, verschafften ihm rasch ein ungeheures Ansehen bei den Bauern. Der galizische Landmann, hatte von dem Schutze, den ihm der Staat bot, meist eine sehr ungenügende Vorstellung, kam er in Conflikt mit der Herrschaft, so befand er sich in einem Dilemma zwischen dem Edelmann, der ihn bedrückte, und dem Advokaten, dessen Hülfe er suchen sollte, zu dem er aber ebensowenig Vertrauen hatte wie zu seinem Grundherrn oder dessen Mandatar,

weil er auch ihn in dem verhaßten französischen Kleide, dem Abzeichen der herrschenden Kaste, des Polenthums, erscheinen sah. Er litt daher häufig lieber schweigend sein Unrecht, als daß er geklagt hätte, „es nützt ja so nichts, die Herren halten zusammen," war eine der stehenden Phrasen des galizischen Bauers.

Ein Mann aus ihrer Mitte also, welcher in der Lage war, ihnen ihre Rechte auseinander zu setzen, ihnen zu sagen, wo das Gesetz ihnen Schutz gewährte, wo sie mit Erfolg bei dem Kreisamte Klage führen könnten, oder gar selbst ihre Vertretung zu übernehmen, mußte bald den allgemeinen Ruf einer Autorität ohne Gleichen erlangen. Szela's Name war in kurzem nicht allein in dem Kreise von Tarnow, sondern in ganz Westgalizien bekannt und geachtet, aus den entferntesten Gegenden an der Weichsel und in den Karpathen kamen Bauern zu ihm, sich Rathes zu erholen, und Keiner ging ganz ungetröstet nach Hause.

Szela war verheirathet und hatte einen einzigen Sohn, welcher, dem Gesetze entgegen, von der Grundherrschaft Smarzowa zum Militär abgestellt wurde, bei Koudelka-Infanterie zum Korporal avancirte und kurz vor der Revolution in das Haus seines Vaters zurückkehrte.

Die ungesetzliche Abstellung seines Sohnes hatte wiederholt Anlaß zu persönlichen Conflikten mit dem Grundherrn Bogusz geboten.

Szela war alt geworden und daher unfähig, so auf

dem Felde zu arbeiten, wie es ein adeliger Bauernschinder jener Tage verlangte, er verweigerte wiederholt die Robot, wurde beim Kreisamte verklagt und zweimal mit Arrest bestraft. Die Abstellung seines Sohnes, sowie die sonstigen Maßnahmen der Grundherrschaft Szela gegenüber hatten sämmtlich nur einen Beweggrund, es waren gemeine Racheacte.

Die Familie Bogusz suchte an Szela dafür Rache zu nehmen, daß er seit dreißig Jahren namens der Gemeinde Smarzowa als Deputirter derselben einen Prozeß gegen sie führte, und zwar wegen unerhörter Robotüberbürdung und der gröbsten Verletzungen des Robotpatentes und der Inventarien. Während der Kreishauptmann von Tarnow zwischen der Grundherrschaft und der Gemeinde zu vermitteln suchte, zeigte sich Szela unbeugsam und bestand mit der ganzen Zähigkeit eines galizischen Bauers auf seinem Rechte. Um die Sache zum Abschluß zu bringen, entsetzte das Kreisamt, in Folge eines Protestes des Grundherrn Bogusz, den Szela seines Amtes. Dieser ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern recurrirte an das galizische Gubernium, und als dieses sich gleichfalls gegen ihn aussprach, an die Hofkanzlei in Wien. Diese entschied: Da gegen den Grundwirth in Smarzowa Jakob Szela nichts vorliegt, was dessen Unzulässigkeit zum Deputirten begründet, so haben ihn die Grundherrschaft und das Kreisamt als solchen anzuerkennen.

Der Prozeß der Gemeinde Smarzowa gegen die

Familie Bogusz war spruchreif, als die Revolution von 1846 ausbrach. Szela war am 18. Februar 1846, dem denkwürdigen Tage des Losbruches, nicht zu Hause. Er befand sich zu Tarnow um ein Decret des Kreisamtes in dem Streite der Gemeinde Smarzowa mit der Herrschaft Bogusz wegen Ackergründen abzuholen. Zwei Bauern begleiteten ihn.

Vor Gorzejowa, am 20. Februar, sah er zwei Herren auf sich zulaufen, welche von Bauern verfolgt wurden. Diese riefen: „Haltet sie!“ Szela sprang aus dem Schlitten und packte die Fliehenden bei der Brust; diese baten, sie los zu lassen, aber Szela hielt sie fest. Nun kamen die verfolgenden Bauern nach und begannen sofort auf die Herren loszuschlagen. Szela schrie, sie sollten dies nicht thun, und suchte die Bedrohten zu retten, da trafen die Bauern auch ihn, einer schlug ihn mit dem Dreschflegel über den Kopf, daß ihm das Blut herabrann, ein zweiter verwundete ihn an der linken Hand. Da rief einer seiner Begleiter: „Was macht Ihr denn, Leute? Das ist ja der Szela aus Smarzowa.“ Sofort ließen die Bauern von ihm ab.

Dies war das erste Debut Szela's in der Revolution von 1846. Er kam vom Kreisamte, wo er für die Bauern gegen die adeligen Bedrücker auf dem Boden des Gesetzes gekämpft hatte, mitten in den wilden Wirbel des Bürger=

krieges hinein und begann damit, die früheren Bedrücker gegen dies entfesselte Landvolk zu beschützen.

In der Schenke von Kamieniza erfuhr er, daß der Aufstand der Polen allerorten ausgebrochen sei und die Bauern gegen die Edelleute die Waffen ergriffen haben, dieselben verhaften und erschlagen.

Eine der ersten Familien, gegen welche die aufgeregten seit Jahren gemißhandelten Bauern ihre Sensen und Dreschflegel richteten, war die der Bogusz. Eine wüthende Volksmenge drang in ihre Gutshöfe zu Siedliska und Smarzowa und mordete, nach zum Theil unmenschlischen Mißhandlungen, sechs Mitglieder der Familie und acht Beamte derselben.

Mitten in dieser planlosen Metzelei machte sich zuerst der Einfluß des Jakob Szela geltend, die männlichen Bogusz konnte er nicht retten, aber er schützte ihre Frauen und Kinder und führte sie in sein eigenes Haus in Smarzowa, wo er die greise Edelfrau Apollonia Bogusz, ihre Schwiegertöchter Josephine und Marianne und deren Kinder, vier an der Zahl, viele Tage beherbergte und vor dem Schicksale ihrer Söhne und Gatten bewahrte.

Von dem Augenblicke an riß Szela die Zügel der ganzen Bauernrevolution an sich, er organisirte die bisher ganz ungeordneten Schaaren mit Hilfe seines Sohnes vollkommen militärisch, seine Hütte wurde zu einem Hauptquartier, vor dem jederzeit berittene Bauern gleich Ordon=

nanzen harrten, um die Befehle des Bauern=Generals im Fluge zu den entferntesten Gemeinden zu tragen. Die Metzeleien hörten, soweit sein Einfluß reichte, auf der Stelle auf. Von Szela geleitet, begnügten sich die Bauern damit, die Dörfer und Straßen besetzt zu halten, in den Guts=höfen Revision vorzunehmen, wo sie Waffen, Proclamationen oder sonst Verdächtiges fanden, die Edelleute und die Be=amten zu verhaften und gebunden an das Kreisamt abzu=liefern, aber es wurde kein Edelhof mehr geplündert, kein Edelmann mehr getödtet. Ja, Szela rettete durch seine Intervention mehr als einem Gegner das Leben und schützte das Eigenthum derselben sogar bis zur eigenen Gefahr und Aufopferung.

Szela war der Erste, welcher, als die polnische Revo=lution sich als vollständig gescheitert erwies, die Waffen niederlegte. Die von ihm kommandirten polnischen Bauern des Tarnower Kreises folgten seinem Beispiele.

Als das Kreisamt Szela aufforderte, die Bauern, welche die Robot zu leisten weigerten, zur Wiederaufnahme der Feldarbeit zu bewegen, that er auch dies, und seine Ge=meinde leistete zuerst wieder die Robot. So sehr hielt sich dieser merkwürdige Mann auf dem Boden des Gesetzes. Aber andererseits erwartete Szela jetzt von der Regierung eine Umgestaltung der ganzen Bauerverhältnisse und richtete in diesem Sinne Eingaben an den Kaiser.

Bald erhoben sich Stimmen in Galizien wie in den

Journalen des Auslandes, welche Szela als den gedungenen Bravo der österreichischen Regierung, als Anstifter und Leiter aller Tarnower Blutscenen bezeichnete, während dieselben Frauen der Familie Bogusz, welche er mit eigener Gefahr von dem sicheren Tode errettet hatte, ihn des Mordes der acht Mitglieder ihrer Familie anklagten.

Szela wurde in Folge dessen eingezogen.

Der Criminalprozeß ergab, obwohl einzelne verdächtige Zeugenaussagen ihn als Anstifter oder doch mindestens stummen Zuseher der Mordscene in Siedliska und Smarzowa bezeichneten, im Ganzen doch seine Unschuld, aber die Regierung fürchtete den Mann nicht minder, als ihn die polnische Aristokratie fürchtete, sie confinirte ihn auf einem Bauerngute in der Bukowina. Dort erlebte er noch die Bewegung von 1848, er sah das große Ziel seines Lebens, die Befreiung des Bauers, zur Wahrheit geworden und starb, einfach und muthig wie er gelebt, ein echter Demokrat im Bauern-Kittel.

24.

Eine verspätete Denunciation.

Es war spät Abends an einem stürmischen Wintertage, als in dem Bureau des Polizeidirektors von S*** eine dicht verschleierte Dame in reicher Toilette erschien, welche ihren Namen nur ihm nennen und ihre Angelegenheit nur ihm allein vortragen wollte. Der im Dienste des Staates ergraute, aber noch immer galante Bureaukrat lud sie ein, Platz zu nehmen, und war nicht wenig überrascht, als sie den Schleier zurückschlug und ein noch ganz jugendliches Gesicht von seltener Schönheit zeigte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Gnädige?“ begann der Polizeidirektor.

Die schöne Frau zögerte noch immer und zupfte verlegen an ihrem Taschentuch.

„Fassen Sie doch Muth,“ fuhr der Polizeidirektor fort,

„Denken Sie, daß ich eine Art Beichtvater bin, bereit, die größten Geheimnisse in mich aufzunehmen und, wenn es sein muß, auch zu bewahren.“

„Die Sache, die ich Ihnen mitzutheilen habe,“ begann die Dame, „ist so peinlich für mich, daß es mir sehr schwer wird“ — sie stockte von Neuem. „Es handelt sich um einen Menschen, dem ich mein volles Vertrauen geschenkt habe,“ fuhr sie nach einer größeren Pause fort, „und welcher dasselbe in unverantwortlicher Weise getäuscht hat, um einen Mann, von dem die Welt behauptet, daß er mir nahe gestanden hat —“ Die schöne Frau erröthete und blickte verwirrt zu Boden.

„Mit wem habe ich das Vergnügen —“ sprach jetzt der Polizeidirektor.

„Mein Name ist Regina von Scharrenberg,“ erwiederte die Dame, „ich habe mich vor zwei Jahren etwa von meinem Gatten getrennt und lebe seitdem in S***, wie Sie vielleicht wissen werden, vollkommen von der Welt zurückgezogen. Ich vertreibe mir die Zeit mit Lektüre und Musik. Da ich in der letzteren nur eine sehr bescheidene Dilettantin bin, so suchte ich sofort bei meiner Ankunft hier einen tüchtigen Musiklehrer. Mir wurde Herr Viktor Mals empfohlen, den Sie vielleicht dem Namen nach kennen.“

„Allerdings,“ sagte der Polizeidirektor, „es ist unsere beste Kraft in diesem Fache, ein — so viel ich mich erinnere — noch ganz junger Mann.“

Die Dame erröthete wieder. „Ja, ein ganz junger und einnehmender Mann,“ flüsterte sie, „er gewann sofort mein Vertrauen und unterrichtete mich seit zwei Jahren in Gesang und Klavierspiel. Ich hatte während dieser Zeit niemals Anlaß, mich über ihn zu beklagen, obwohl ich von mehr als einer Seite vor ihm gewarnt wurde.“

„In welcher Richtung?“ fragte der Polizeidirektor.

„Man schilderte ihn mir als leichtfertig in der Liebe und in Geldsachen,“ entgegnete Frau von Scharrenberg, „er selbst gestand mir ein, daß er Schulden habe, und mehrmals, wenn er von seinen Gläubigern gedrängt war, gab ich ihm größere Summen, um ihm dieselben vom Halse zu schaffen. Da geschah es, daß der Ankauf eines neuen Klaviers nöthig wurde. Mals drang in auffallender Weise darauf und da ich selbst mit meinem alten unverläßlichen Flügel unzufrieden war, nahm ich keinen Anstand, ihn zu bevollmächtigen. Er wählte hierauf in der hiesigen Klavierhandlung Meier und Sporn ein Instrument, das mich durch seinen schönen Ton und seine elegante äußere Ausstattung gleichmäßig entzückte, und legte mir das Konto vor, es lautete auf sechshundert Gulden. Ich gab ihm das Geld, und die Sache schien abgethan. Da sendeten mir Meier und Sporn nach einiger Zeit neuerdings den Konto. Ich verlangte von Mals Aufklärung und er gestand mir, daß er dasselbe nicht gezahlt, sondern das Geld, wie er behauptet, zur Befriedigung eines ihn bedrängenden Gläu=

digers verwendet habe. Ich zahlte hierauf die Summe an Meier und Sporn, mache aber hiermit gegen Viktor Mals die Anzeige wegen Veruntreuung."

„Wann hat Mals für Sie das Instrument gekauft, meine Gnädige?" begann hierauf der Polizeidirektor.

„Vor längerer Zeit —"

„Ich muß es genau wissen."

„Vor einem Jahre etwa," stotterte Frau von Scharrenberg.

„Und Sie entdeckten die Veruntreuung erst jetzt —"

„Nein, schon nach drei Monaten —"

„Nach drei Monaten," sagte der Polizeidirektor betroffen, „weshalb haben Sie also nicht gleich damals die Anzeige gemacht, sondern kommen heute erst zu mir, wo wieder mehr als ein halbes Jahr vergangen ist?"

„Weil ich — weil," stammelte die schöne Frau, „ich dachte — ich wollte ihn schonen."

„Sie wollten ihn schonen, gut. Wie kommt es also, daß Sie ihn heute nicht mehr schonen, was hat sich seitdem in Ihrer beiderseitigen Situation verändert?" forschte der Polizeidirektor.

„Nichts, nichts," rief Frau von Scharrenberg, „ich schwöre Ihnen —" sie hielt inne und blickte zu Boden, sie fand keine Worte mehr.

Der Polizeidirektor faßte sie scharf in das Auge. „Haben Sie Zeugen oder andere Beweise für Ihre Anklage?"

„Den Chef der Klavierhandlung —“

„Gut, ich werde ihn auf der Stelle einvernehmen, und wenn seine Aussage mit der Ihren übereinstimmt, Mals sofort verhaften lassen.“

„Verhaften?“ schrie die schöne Frau auf.

„Jawohl.“

„Ich dachte,“ sagte sie in immer steigender Verwirrung, „es wäre genügend, wenn Sie Mals vorladen, ihm drohen —“

„Zu welchem Zwecke?“ unterbrach sie der Polizeidirektor, „er hat ein Verbrechen begangen, das ihn dem Kriminal preisgiebt, ich habe in der Sache nichts weiter zu thun, als ihn verhaften zu lassen und nach dem ersten Verhöre an das Strafgericht abzuliefern.“

„Mein Gott!“ rief Frau von Scharrenberg, „das wollte ich ja gar nicht.“

„Was wollten Sie also?“ erwiederte der Polizeidirektor. „Sie machen die Anzeige gegen Ihren Klavierlehrer wegen Veruntreuung einer bedeutenden Summe, Sie fordern in diesem Augenblicke also die Gerichte auf, amtszuhandeln. Das ist Ihre Sache. Alles Weitere ist unsere Sache.“

„Ich nehme also die Anzeige zurück —“

„Das können Sie nicht,“ erwiederte der Polizeidirektor, „denn es handelt sich hier nicht um eine Privatklage, sondern

um ein Kriminalverbrechen, das der Staat von Staatswegen verfolgt."

„Aber es weiß ja Niemand um die Sache, als ich und Sie!" rief die schöne Frau.

„Es genügt, daß ich es weiß, meine Pflicht ist es, nun die Sache weiter zu führen," sprach der Polizeidirektor.

„Haben Sie doch Erbarmen mit dem armen jungen Menschen —"

„Ich?" sagte der Polizeidirektor, „Sie appelliren an mich? Wie kommt es denn, daß Sie kein Erbarmen mit ihm gehabt und ihn denuncirt haben?"

Die schöne Frau stammelte etwas, was der Polizeidirektor nicht verstand, und verließ dann rasch sein Bureau.

Nach ihrem auffallenden Benehmen zu schließen, lag die Annahme nahe, daß hier weibliche Rachsucht, vielleicht Eifersucht im Spiele sei und zwang den Polizeidirektor zur Vorsicht. Er lud zuerst den Chef der Klavierhandlung vor, welcher bestätigte, daß Mals das Instrument gewählt, aber nicht gezahlt, und er die Summe erst drei Monate später von Frau von Scharrenberg erhalten hatte.

Nun wurde der Klavierlehrer citirt. Es war ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, sehr hübschem Aeußeren, elegant gekleidet, mit feinem Benehmen.

„Herr Viktor Mals," begann der Polizeidirektor, „Sie haben vor einem Jahre etwa für Frau von Scharrenberg ein Klavier gekauft?"

Mals erbleichte bei diesen Worten bis in die Lippen.

„Ja“ — antwortete er mit gepreßter Stimme.

„Frau von Scharrenberg hat Ihnen sechshundert Gulden gegeben, um das Instrument zu bezahlen.“

Der Musiklehrer blickte zu Boden und schwieg.

„Nun, beantworten Sie doch meine Frage.“

Keine Antwort.

Sie haben sechshundert Gulden bekommen, um das Instrument zu bezahlen, aber Sie haben es nicht bezahlt,“ fuhr der Polizeidirektor fort.

„Frau von Scharrenberg weiß ja doch,“ stammelte der Musiklehrer, „ich habe ihr Alles gestanden und sie hat mir vergeben —“

„Frau von Scharrenberg hat Sie bei mir angezeigt.“

„Angezeigt, das ist ja nicht möglich,“ — schrie der Musiklehrer auf.

„Es ist so,“ erklärte der Polizeidirektor, „und da Sie selbst zugeben, daß Sie das Geld veruntreut haben —“

„Veruntreut? ich habe es nicht veruntreut,“ stammelte der Musiklehrer entsetzt.

„Wir werden um das Wort nicht streiten,“ sagte der Polizeidirektor, „aber bis die Sache sich aufgeklärt hat, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, hier zu bleiben.“

„Mein Gott!“

„Sie sind verhaftet.“

Der Musiklehrer schlug die Hände vor das Gesicht und

begann dann laut zu lachen. Es war ein Lachen, das wahrhaft entsetzlich klang und in das Herz schnitt. Der Polizeidirektor sprach ihm Trost zu und ließ ihn hierauf in das Gefängniß führen.

Die Untersuchung begann. Verschiedene Zeugen wurden einvernommen, auch die beiden Hauptpersonen des Drama's, die schöne geschiedene Frau und ihr Musiklehrer, wurden wiederholt in das Verhör genommen.

Das Ergebniß war ein äußerst interessantes. Frau von Scharrenberg hatte den Musiklehrer kurze Zeit nach ihrer Ankunft in S*** kennen gelernt und an dem hübschen, feinen, jungen Mann sofort Gefallen gefunden. Zuerst unterrichtete er sie nur eine Stunde des Tages abwechselnd in Gesang und Klavierspiel.

Bald begann sie aber, ihn Abends zu sich zu laden und nachdem er etwa ein halbes Jahr ihr Haus besucht hatte, speiste er täglich an ihrem Tische und brachte den ganzen Nachmittag bei ihr zu. Die Dienstleute flüsterten von einem Verhältniß zwischen ihrer Gebieterin und dem Musiklehrer, und in der That, die einsame Frau, die sich nach Liebe sehnte, hatte bald eine Leidenschaft für ihren hübschen Lehrer gefaßt, und als er, von der Schönheit und dem Reichthum der vornehmen Dame gleichmäßig geblendet, eines Abends zu ihren Füßen lag, zögerte sie keinen Augenblick, ihn zu erhören. Sie lebten endlich wie Mann und Frau zusammen, er wohnte sogar bei ihr, noch immer unter

der Maske des Musiklehrers, sie zahlte seine Schulden, sie sorgte für seine Kleider, seine Wäsche.

Es kam die Katastrophe mit den sechshundert Gulden. Im ersten Augenblicke war Frau von Scharrenberg empört, entsetzt, aber sie liebte den Mann, der sie in so gemeiner Weise hintergangen, und sie vergab ihm.

Da begann der Musiklehrer zuerst Stunden, dann ganze Nachmittage auszubleiben. Zuerst kränkte sich Frau von Scharrenberg darüber, dann machte sie ihm Vorwürfe, endlich begann sie ihm nachforschen zu lassen, und sie erfuhr, daß er eine junge, schöne, frivole Sängerin besuchte, welche vor einigen Monaten an dem Theater in S*** engagirt worden war. Frau von Scharrenberg beschloß, ihn auf eine Probe zu stellen.

Als er wieder eines Nachmittags von ihr Abschied nahm, fragte sie ihn, wohin er denn so dringend gehen müsse.

„Ich erwarte einen Jugendfreund, einen Musiker —“ sagte Mals.

„Willst Du ihn auf dem Bahnhofe begrüßen?“

„Ja.“ Damit ging er.

Ihr Wagen stand aber bereit, und kaum hatte er das Haus verlassen, stieg sie in denselben und hieß den Kutscher so rasch als möglich fahren. Als der Musiklehrer vor der Thüre der Sängerin stand und eben die Klingel zog, trat Frau von Scharrenberg hinter dem Treppenpfeiler hervor. Er war ertappt, beschämt, und doch versuchte er noch zu

leugnen, sie aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sie überschüttete ihn mit Vorwürfen und endete damit, daß sie ihm eine schallende Ohrfeige gab und hierauf die Treppe hinabeilte. Unten stieg sie in ihren Wagen, fuhr zur Polizei und machte die Anzeige.

Jetzt, da sie den Mann, den sie noch immer leidenschaftlich liebte, durch ihr Auftreten der Freiheit beraubt und in Gefahr sah, dem Strafgerichte zu verfallen, bereute sie, daß sie, von Eifersucht und Rachlust hingerissen, den verhängnißvollen Schritt gethan hatte.

Es war zu spät.

Viktor Mals erschien vor den Schranken des Gerichts als Angeklagter, unter den Zeugen saß Frau von Scharrenberg und suchte ihr schönes Gesicht, so gut es ging, mit dem Taschentuche zu verdecken. Sie sprach bei der Schlußverhandlung zu Gunsten des Mannes, der sie zweifach betrogen hatte. Es nützte ihm indeß nicht viel.

Er wurde, da keine Milderungsgründe für ihn sprachen, nach der vollen Strenge des Gesetzes behandelt und verurtheilt.

Bei der Verkündigung des Urtheils begann sie laut zu schluchzen. So seltsam, so räthselhaft ist das Herz des Weibes!

25.

Eine Spielhölle in Wien.

Während der Bewohner anderer Hauptstädte sich raffinirt und in allen Dingen versirt zeigt, zeichnet sich der Wiener, von seinem liebenswürdigen Leichtsinn und seiner weltbekannten Gemüthlichkeit verführt, durch eine enorme Vertrauensseligkeit und Leichtgläubigkeit aus. Sobald man ihm imponirt, ist es keine Kunst ihn zu täuschen und da man ihm leicht imponirt, wird er auch sehr leicht betrogen. An keinem andern Orte haben Schwindler und Abenteurer zu allen Zeiten einen leichteren Stand gehabt als in der österreichischen Residenz und gerade bei jenen vornehmen Klassen der Gesellschaft, welche sich sonst überall streng abgeschlossen und unzugänglich zeigen. Gleich die erste Geschichte, welche wir erzählen werden bietet einen interessanten Beleg hierfür.

Im Jahre 186* tauchte plötzlich mit dem Beginn der Saison in Wien eine Person auf, welche sich Marchesa d'Olivieri nannte, und sowohl durch ihre Erscheinung als den Luxus den sie zur Schau trug, sofort allgemeines Aufsehen erregte. Es war eine jener nicht eben seltenen Italienerinnen von unverwüstlicher Schönheit, denen eine ewige Jugend bescheert zu sein scheint, eine kleine Frau mit sehr üppigen Formen, aber trotz dieser Ueppigkeit im höchsten Grade lebhaft, beweglich und feurig. Ihr Kopf mit den schweren blauschwarzen Haare, den glühenden Augen und den großen blitzenden Zähnen war trotz der vollen Wangen und dem starken Doppelkinn a la Katharina II. der Kopf einer Bachantin oder Mänade. Sie war nicht jung, aber schön, nicht ebenmäßig schön, aber im höchsten Grade reizend. Ihre fremdartige bezaubernde Erscheinung wurde durch eine Toilette unterstützt, welche sich ebenso sehr durch fürstlichen Reichthum, als durch den feinsten Geschmack und die pikanteste Koketterie auszeichnete.

Die Marchesa d'Olivieri miethete das ganze erste Stockwerk eines kleinen Palais mitten in dem aristokratischen Quartier. Ihre Pferde machten im Prater Aufsehen, und ihre Dienerschaft, ausschließlich aus Mohren bestehend, zog durch ihre phantastische Livree die Blicke der Neugierigen auf sich. Während aber Alles an der Italienerin sich darauf berechnet zeigte, aufzufallen, trug sie selbst eine souveräne Gleichgültigkeit zur Schau. Nie sah man sie aus

ihrer Loge im Opernhause oder aus ihrem Coupé die herausfordernden Blicke der Wiener Löwen erwiedern.

Sie kam mit vollgiltigen Empfehlungen an einige der ersten Familien Oesterreichs, gab jedoch dieselben einfach ab, ohne sich nur die geringste Mühe zu nehmen, die auf diese Weise angeknüpften Fäden weiter zu verfolgen, da sie aber nicht zu den Leuten kam, kamen die Leute zu ihr, und endlich stand sie im Mittelpunkt der vornehmen Kreise und es hatte den Anschein, als sollte sie für lange Zeit Ton und Geschmack derselben beherrschen.

Mit dem Beginn des Carnevals spielte sie ihre glänzendste Rolle. Ihr feenhaft möblirtes Hotel wurde der Mittelpunkt Aller, welche einen alten oder gefeierten Namen besaßen, welche Millionen oder Soldaten kommandirten; ein Fest folgte dem andern und bald lag die aristokratische Jugend Wiens zu den Füßen der schönen Italienerin, ohne daß dieselbe Eroberungen zu machen suchte, ja sie behandelte ihre zahlreichen Anbeter mit einer gewissen Geringschätzung und duldete ihre Huldigungen, ohne daß sie Einen oder den Andern nur im Mindesten ausgezeichnet hätte. Aber gerade die Zurückhaltung dieser Frau machte sie so pikant und unwiederstehlich, und weil sie darauf zu verzichten schien, Einen zu lieben, wurde sie von Allen angebetet.

Den folgenden Sommer brachte die Marchesa in einem weltberühmten österreichischen Luxusbade zu, in welchen sie wieder den Brennpunkt der feinen Welt bildete und kehrte

im Herbst reich an neuen Trophäen, so und so viele Sklaven vor ihrem Siegeswagen, so und so viel gefangene Fürsten mit sich führend, gleich einem römischen Triumphator in die Residenz zurück.

Auch diesmal spielte sie dieselbe Rolle wie zuvor in der fashionablen Welt — aber es begannen ganz kuriose Gerüchte über die reiche noble Italienerin in Umlauf zu kommen. Die Polizei wurde auf sie aufmerksam und faßte sie scharf in das Auge. Es hieß, die schöne Marchesa sei, trotz ihrer Beziehungen zu den höchsten Familien, in ihrem Salon eigentlich nur von zweideutigen Personen umgeben und endlich behauptete man, — wenn auch ganz leise — daß die gefeierte Marchesa in ihrem Hotel eine kleine Spielbank a la Baden-Baden für die Jeunesse dorée Wiens eingerichtet habe.

Es fehlte aber vorläufig an wirklichen Anhaltspunkten. Die Eingeweihten des Hotels Olivieri schwiegen, wie nur je die Anhänger einer Geheimlehre oder die Adepten eines großen Meisters geschwiegen haben, und den vertrauten Freunden der Polizei wollte es durchaus nicht gelingen, in den Kreis der Marchesa einzudringen.

Da erschien eines Tages ein ungarischer Kavalier bei der Behörde, welcher eine förmliche Anzeige gegen die schöne Italienerin deponirte. Er gab an, von zwei Wiener Freunden, einem Husarenoffizzere und einem preußischen Diplomaten bei der schönen Olivieri eingeführt worden zu

sein. Die Marchesa schenkte ihm nur geringe Aufmerksamkeit, um so liebenswürdiger kam ihm eine junge blonde englische Lady entgegen, welche eine sehr stark ausgesprochene Vorliebe für das Hazardspiel verrieth. Eines Tages, nachdem er bereits einige Zeit im Netze der reizenden Brittin lag, wurde er von ihr ohne weitere Umstände eingeladen, sie an den Spieltisch zu begleiten, und wurde hierauf von ihr durch einen Korridor in einen kleinen Saal geführt, den nur die intimsten Freunde der Marchesa betreten durften und in dem eine förmliche Roulette eingerichtet war. Er begann zu spielen und gewann zuerst einige Zeit, dann verlor er aber und je leidenschaftlicher er fortfuhr zu spielen, um seinen Verlust einzubringen, um so hartnäckiger kehrte ihm das Glück den Rücken. Zu gleicher Zeit hatte sich die schöne Lady, nachdem sie sein Herz erobert, auch seiner Börse bemächtigt und so stand er, nachdem er den Salon der Marchesa durch vier Monate besucht hatte, als Bettler da. Die blonde Schöne war wenigstens so gutmüthig ihm ein Reisegeld zu geben, die Andern hatten nur Achselzucken und ein spöttisches Lächeln für ihn.

Die Polizei machte einige energische Versuche, durch ihre elegantesten Organe in dem Hotel Olivieri Fuß zu fassen — aber vergebens, es wollte durchaus nicht gelingen. Je mehr Vertrautheit aber die Marchesa mit der Wiener Polizei und ihren Werkzeugen verrieth, um so stärker mußte die Ueberzeugung werden, daß man es hier mit einer

der frechsten und raffinirtesten Abenteurerinnen zu thun habe. —

Man mußte daher auf ganz ungewöhnliche Mittel bedacht sein, um sie zu entlarven.

Und eines Tages sprach die Residenz wieder von einer mysteriösen, glänzenden Persönlichkeit im Genre der Marchesa, nur daß es diesmal ein Mann war, ein polnischer Graf von außerordentlicher Schönheit und enormen Reichthum, welcher die Italienerin beinahe zu verdunkeln drohte. Wenn er im knappen weißen Beinkleid hohen schwarzen Reiterstiefeln und seinem kurzen Schnürrock, eine polnische Mütze auf den schwarzen Locken, langsam durch die große Allee des Praters ritt, gab es kein Frauenherz, weder unter dem fürstlichen Hermelin noch unter der bescheidenen Tuchjacke des Bürgermädchens, das dem schönen Polen nicht lebhaft entgegenschlug. Er spielte bald unter den Herren der Residenz dieselbe hervorragende Rolle wie die Marchesa unter den Damen, und die letztere, welche sich sonst immer so kühl verhielt, begann zuerst neugierig zu werden, dann als sie ihn sah, mit ihm zu kokettiren und endlich förmlich ihre Netze nach ihm auszuwerfen. Nicht lange und er war der Held ihres Salons, und zu gleicher Zeit der Sieger über ihr Herz, ohne daß er sich um ihre Gunst beworben hätte, im Gegentheil, je auffallender sie ihm dieselbe entgegentrug, um so mehr zog er sich von ihr zurück.

Auf eine spöttische Bemerkung, weche ihm einmal eine

andere Dame in Gegenwart der Olivieri darüber machte, erwiederte er lächelnd: „Ich liebe die Frauen nicht, ich liebe nur das Spiel!“

Dies gab Anlaß, ihn noch denselben Abend bei der Roulette einzuführen. Er spielte leidenschaftlich, ja sinnlos und — gewann. Erst gegen Morgen verließ er das Hotel der Marchesa, nicht ohne vorher von ihr die Erlaubniß zu erbitten, am nächsten Abend, zwei Landsleute, welche wie er sagte, gleich ihm passionirte Spieler seien, mitbringen zu dürfen. Die Marchesa zeigte sich über diesen Zuwachs ihres intimen Kreises sichtlich erfreut und so kam der polnische Graf gegen Abend wirklich in Begleitung seiner beiden Freunde, von denen der Eine ein ältlicher stiller Mann mit langem weißen Schnurrbart, der andere ein junger hübscher Gentlemann war. Den ersteren stellte er als Colonel Wistozki den letzteren als Herrn v. Bogdani Gutsbesitzer aus Posen vor. An dem Abend, an welchem dies geschah, war eine ganz besonders zahlreiche und elegante Gesellschaft in den Salons der Marchesa versammelt. Man nahm Thee ein, wobei die schöne Italienerin mit größter Vornehmheit und Liebenswürdigkeit die Wirthin machte. Der polnische Graf hatte sich einer jungen Dame genähert, welche unter dem Namen: Prinzessin Dora Puskarin in dem Kreise der Olivieri eingeführt war. Sie galt als die geschiedene Frau eines moldauischen Bojaren und sprach nur französisch. Ihr bleiches, römisches, von blauschwarzem Haar

eingerahmtes Gesicht wurde von flammender Röthe übergossen, als der schöne lebhafte Mann das Wort an sie richtete und ihr endlich in seiner kühnen leidenschaftlichen Weise den Hof zu machen begann.

„Ich dachte Sie hassen die Frauen,“ sagte sie plötzlich, mit ihrem Fächer spielend.

„Ich habe sie gehaßt,“ erwiederte der Graf rasch, „aber Sie lehren mich sie lieben.“

Die Marchesa, welche, während sie den ungeschickten Schmeicheleien eines ungarischen Landedelmannes zu lauschen schien, kein Wort von dem Gespräche des Polen und der Bojarin verloren hatte, näherte sich plötzlich dem Ersteren und bat ihn um seinen Arm. Nachdem sie einige Schritte mit ihm gegangen war, flüsterte sie ihm erregt zu: Sie geben sich eine Blöße, die bleiche Dora ist keine moldauische Prinzessin — sondern eine zweideutige Dame aus Paris.

„Wie kommt sie dann in Ihren Salon?“ fragte der Pole, indem seine Augen zugleich die Olivieri zu durchbohren schienen.

Diese blieb die Antwort schuldig und zuckte nur die Achsel. „Wollen wir nicht spielen?“ fragte sie dann leise.

„Ja, spielen wir,“ entgegnete der polnische Graf ebenso; „ich will nur meinen Freunden einen Wink geben.“

Er wechselte hierauf leise einige Worte mit dem alten Obersten und dem jungen Gutsbesitzer, dann kehrte er zur Marchesa zurück und führte sie galant an seinem Arme in

den Saal, in welchem sich die Roulette befand. Seine beiden Freunde folgten und nach ihnen der größte Theil der Anwesenden.

Es war ein eigenthümliches Bild, das den Stift eines Hogarth herausforderte. Alte vornehme Herren mit zahnlosem Mund und kahlem Scheitel, irgend ein Bändchen im Knopfloch, Haufen Geldes vor sich, saßen zwischen blühenden Frauen, welche ihre Reize durch eine künstliche Fluth blonder oder dunkler Haare und extravagante Toilette zu heben suchten. Hier lehnte an der Schulter eines russischen Diplomaten ein Mädchen mit orientalischem Typus in goldgestickter Weste, ihnen gegenüber stützte sich eine blonde Polin, mit scharfen geistvollen aber herzlosen Zügen, die feine schlanke Gestalt in eine prächtige Kazawaika von grünem Sammet mit breitem Hermelinbesatz gekleidet, auf die Lehne eines Dragoneroffiziers von hohem böhmischen Adel. Ein jüdischer Journalist mit blauer Weste und gelber Halsbinde sprach unaufhörlich zu einer blasirten, etwas abgelebten Dame, welche in Frankreich, Italien und Deutschland nach Abenteuern jagte, während ihr Mann im Petersburger Staatsrath, durch sein Amt von ihr fern gehalten war. Sie schien jedoch mit ihrem grüngelben Gesicht und dem weißen Burnus von dicker Wolle eher ein Beduinenweib als eine Nordländerin.

Während die Marchesa in einem kostbaren schwarzen Sammetkleide heute selbst Bank hielt und ein zu einer

Mumie eingeschrumpfter alter Italiener, welcher als ihr Cousin galt, und ein junger Uhlanenoffizier, mit dem sie von Zeit zu Zeit seltsame Blicke wechselte, die Croupiers machten, lachte, schrie und gestikulirte ringsum Alles in einer unbeschreiblichen, fieberhaften Aufregung. Nur Einer saß, das Haar wirr in die Stirne, den Blick starr auf das Gold gerichtet, von dem der grüne Tisch bedeckt war, ein deutscher Baron, welcher binnen drei Wochen ein Vermögen von etwa 100,000 Thalern im Hotel der Olivieri verspielt hatte.

Der polnische Graf hatte mitten in dem Kreise der Spieler Platz genommen, an seiner Seite saß die sogenannte moldauische Prinzessin und wandte kein Auge ab von der Roulette, ohne selbst einen Einsatz zu wagen.

Der Saal hatte zwei Thüren. Der eine Freund des Polen, der junge Gutsbesitzer, nahm an der einen, der polnische Oberst an der andern Platz.

Plötzlich erhob sich der deutsche Baron noch bleicher als sonst, und murmelte: „Alles verloren! das Beste ist, sich auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

„Erschießen Sie sich nicht,“ rief der polnische Graf, seinen Arm fassend, mit erhobener Stimme, „Sie haben nicht verspielt, Sie sind um Ihr Geld betrogen worden — es wird hier falsch gespielt!“

„Sie wagen —“ kreischte die Olivieri, welche in diesem Augenblicke eher häßlich als schön war und wüthend die Fäuste gegen den Polen ballte; dieser aber sprang auf, zog ein Pfeifchen hervor und stieß einen gellenden Pfiff aus, dann einen Revolver auf den Croupier richtend, gebot er mit starker Stimme: „Alles liegen lassen, wie es liegt — sämmtliche Anwesende sind verhaftet.“

Ein allgemeiner Aufschrei folgte diesen Worten und ein Theil der Versammelten versuchte zu entfliehen, aber die beiden Begleiter des polnischen Grafen hatten die Thüren besetzt und bedrohten Jeden, der gewaltsam den Ausgang erzwingen wollte, mit ihren Pistolen.

„Bemühen Sie sich nicht, meine Herren und Damen!“ sprach der polnische Graf; „das Haus ist seit einer Stunde von der Polizei umstellt und es ist daher eine Unmöglichkeit zu entkommen.“

Auf diese bündige Erklärung ergaben sich endlich alle in ihr Schicksal bis auf die Marchesa, welche laut heulend an ihrem Haare riß, und ihren Cousin, den Croupier, welcher Verwünschungen gegen die Verräther ausstieß.

„Sie sind im Irrthum,“ sagte der polnische Graf lächelnd, „wir sind Männer, die ihre Pflicht gethan haben. Ich bin Polizeibeamter und meine Begleiter sind Agenten der Sicherheitsbehörde.“

Unterdessen waren andere Polizeileute, durch das Pfeifensignal benachrichtigt, in das Haus und in die Wohnung der Marchesa eingedrungen und hatten alle Räume derselben besetzt. Zwei Kommissäre, von zahlreichen Agenten gefolgt, traten in den Saal und begannen die Verhafteten einem nach dem andern zu verhören. Jene, deren Freilassung nicht auf der Stelle erfolgte, wurden in geschlossenen Wagen einzeln nach dem Polizeiarrest geführt und dann den Gerichten übergeben.

Die Untersuchung ergab, daß die Marchesa d'Olivieri in London, Paris und Petersburg gleich wohl bekannt war und nun auch ihr Glück in Wien versucht hatte, sie hieß eigentlich Virginia Antovalli und war die Tochter eines Fleischhauers in Rom. Der Croupier war Niemand anders als ihr Mann, während die schönen exotischen Prinzessinnen und Gräfinnen aus der Moldau, aus Spanien und Polen, mit denen sie sich umgab, durchaus Freundinnen der Italienerin waren, welche ihr nach der österreichischen Residenz gefolgt, um gleich ihr dort „Fortuna“ zu machen.

Da alle Versuche der Wiener Polizei, direkt in die Spielhölle dieser Bande einzudringen, sich als vergeblich erwiesen hatten, indem alle ihre Organe dort nur zu gut bekannt waren, hatte man einen jungen Polizeikommissar, einen Polen, der bei einem schönen Aeußern aristokratische

Manieren besaß und ein höchst elegantes Französisch sprach, eigens zu diesem Zwecke in Begleitung von zwei Polizeiagenten aus Galizien nach Wien kommen und als polnischen Grafen jene Rolle spielen lassen, welche wirklich zur Ergreifung der ganzen gefährlichen Gesellschaft auf frischer That und zur Bestrafung der Schuldigen führte.

26.

Das Todesurtheil einer Frau.

In einem Gebirgslande lebten in einem stillen Bergwinkel zwei Nachbarfamilien auf ihren Gütern in guter Freundschaft und freundlichem Verkehre, obwohl die Verhältnisse derselben sehr verschieden waren. Die eine nämlich, welche wir Zoller nennen, war durch unsinnige Spekulationen und schlechte, verschwenderische Wirthschaft ihres Hauptes in materieller Beziehung stark heruntergekommen, von vier hübschen Besitzungen waren drei im Laufe der Jahre verkauft worden und die letzte, unansehnlichste, ziemlich verschuldet und überdieß noch verwahrlost. Zum Ueberflusse war dem Hause auch ein reicher Kindersegen zu Theil geworden, und es liefen drei eben so schöne als wilde Mädchen in dem Wirthschaftshofe und auf den mit Gras bewachsenen Wegen des weitläufigen Gartens umher, und vier

kleine Zoller balgten sich barhaupt und bloßfüßig mit den Bauernbuben um die Wette. Ganz anders sah es bei dem Nachbarn aus. Herr von Kronenberg besaß eines der größten Güter der Provinz und verwaltete es mit lobenswerther Umsicht. In dem hübschen, im Zopfstyl erbauten Schlosse, welches von einem Hügel herab in die Landschaft blickte, herrschte ein gewisser feiner Luxus, ohne daß deshalb das Erträgniß des Kronberg'schen Eigenthums je vollkommen in Anspruch genommen worden wäre. Der alte Herr sparte sich ein hübsches Kapital zusammen, obwohl er nur einen einzigen Sohn hatte, der, den Traditionen der Familie entgegen, der Landwirthschaft den Rücken kehrte und sich der Diplomatie gewidmet hatte. Einst der Spielkamerad der zwei ältesten Fräulein Zoller, war er seit Jahren im Orient gewesen und kehrte jetzt plötzlich krank in das Elternhaus zurück, um in der heimathlichen Luft und der Pflege der Mutter bald zu genesen. In den ersten Wochen hatte er Niemanden gesehen, kaum hatte er sich aber so weit erholt, daß er das Zimmer verlassen und in dem schönen Schloßpark spazieren gehen konnte, ließ er eines Tages anspannen und fuhr zu den Zollers hinüber, um seine Jugendfreundinnen zu begrüßen. Als der elegante, offene Wagen vor dem wurmstichigen Thore des kleinen Gutshofes hielt, eilten zwei kleine Mädchen mit dunklen Zöpfen und Augen herbei, um Robert von Kronenberg mit ihren hellen Stimmen zu begrüßen und ihm ihre frischen, vollen Lippen zum Kusse

darzubieten. Langsam, mit der ruhigen Hoheit einer gebietenden Frau, kam die dritte der jungen Damen, die älteste, dem einstigen Spielkameraden entgegen und bot ihm treuherzig die Hand, und Robert war von der holden Erscheinung im ersten Augenblicke so ergriffen, daß er nur die kleine Hand ein wenig zu drücken wagte und der schönen Leonore lange sprachlos in die blauen seelenvollen Augen sah. Das übermüthige Kind, mit dem er sich so toll herumgetrieben, das gleich ihm kühn über Hecken und Gräben gesprungen war, stand als hochgewachsene Jungfrau, das anmuthige Gesichtchen von hellblondem Haare lieblich eingefaßt, stolz und sittsam vor ihm und lächelte doch zugleich so innig mit den ihm wohlbekannten, treuen Kinderaugen.

„Und von Dir, Leonore," sagte er endlich, „bekomme ich keinen Kuß?" Das holde Mädchen erröthete und trat einen Schritt zurück. „Die Eltern werden sich sehr freuen, Dich zu sehen," sagte sie, das war die ganze Antwort. Sie gingen zusammen in das Haus, Herr Zoller und seine Frau schlossen Robert herzlich an ihre Brust, die beiden andern Mädchen zerrten hierauf den „Türken," wie sie Robert nannten, in den Garten und begannen ihn zu necken und sich mit mit ihm herumzutreiben, aber Leonore blieb still und stand nur bei Seite und ließ ihre großen und ausdrucksvollen Augen auf dem Jugendfreunde haften, der ihr so ganz verändert schien, so groß und schön, und weltge=

wandt und männlich, und am besten gefiel ihr, daß er so von der Sonne verbrannt war.

Robert, dessen Herz nicht weniger von den Flammenaugen der schönen Georgierinnen und Griechinnen versengt worden war, fühlte in der Nähe des sanften, blonden, deutschen Mädchens auch in seiner Seele sich etwas wie Genesung vollziehen, er kam täglich, er lebte endlich förmlich mit dem Hause Zoller, er half den Mädchen Vormittags im Garten und in der Küche, er ging mit ihnen in den Stall, in die Milchkammer, er speiste bei Zoller und führte nach dem Essen die ganze wilde Bande der Zoller'schen Kinder durch Felder und Hochwald weit in das Gebirge hinein, oder ritt mit Leonore aus.

Bald wußte es die ganze Umgebung, daß Robert von Kronenberg Fräulein Leonore Zoller liebte und daß sie ihn wieder liebte, nur die Beiden schienen es nicht zu wissen, wenigstens hatten sie sich es noch nicht gesagt.

Es kam die Stunde, wo der „Türke" das stolze Mädchen allein traf im Garten, sie nahm Blumenkohl aus, eine sehr prosaische Situation, aber ihm gefiel sie in ihrer weißen Latzschürze besser als die Odalisken in ihren goldgestickten Kaftanen, und er ergriff ihre Hand und gestand ihr, was er auf dem Herzen hatte.

Sie hörte ihn ruhig an, dann sagte sie ihm, daß sie ihn liebe, daß er der erste Mann sei, dem ihr Herz gehöre und der letzte, dem es gehören werde, aber sie glaube nicht,

daß eine Verbindung möglich sei; sie schilderte ihm mit rückhaltloser Offenheit die mißlichen Verhältnisse ihrer Eltern und schloß damit, daß sie sich als ein armes Mädchen bezeichnete. Robert schwur, daß ihm dies gleichgültig sei, er erklärte, daß er als der einzige Erbe reicher Eltern nicht im Entferntesten daran denke, eine Parthie im Sinne der Welt zu machen, er suche ein braves Weib, das er achten, das er lieben könne, dies habe er in ihr gefunden und zugleich das höchste Glück, das es für ihn auf Erden gebe.

Er zog Leonore sanft an seine Brust. Sie gehörte ihm.

Wochen, Monate vergingen den Liebenden im süßen Taumel, Leonore nahm in ihrem reinen unschuldigen Herzen keinen Anstand, Robert Zusammenkünfte ohne Zeugen zu gewähren, welche im Walde bei einem Felsen, welcher die grünen Wipfel der Tannen hoch überragte, stattfanden. Als der erste Schnee sie vertrieb, ging das ahnungslose Mädchen in seinem Vertrauen noch weiter, es öffnete auf Roberts Drängen ihm Nachts das Fenster und warf eine Strickleiter hinab, welche es am Fensterkreuz befestigt hatte.

So verging der Winter, Leonore erwartete von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, daß Robert sich ihren Eltern erklären, daß er um ihre Hand anhalten würde. Vergebens. Je zarter sie sich in dieser Angelegenheit zeigte, um so mehr schien Robert seine Absichten zu vergessen.

Und als sie ihn endlich unter Erröthen und Thränen

zu erinnern wagte, begann er zerstreut und verdrießlich zu werden und seine Besuche wurden seltener.

Es war im Frühjahre, als Leonore, die sanfte, verschämte Leonore, im Schloß Kronenberg erschien und plötzlich in Roberts Zimmer stand. „Du kommst nicht mehr zu mir,“ begann sie mit einem höhnischen Lächeln, „ich bin also gezwungen, zu Dir zu kommen. Uebrigens wird mein Besuch sehr kurz sein. Ich habe Dir nur eine Mittheilung zu machen“ — hier stockte sie — „ich fühle mich Mutter.“

Robert erblaßte.

„Du weißt wohl als Mann von Ehre, was Du jetzt zu thun hast,“ fügte das tiefgekränkte Mädchen hinzu. Robert trat an das Fenster und schwieg. Er war Leonorens müde, aber in diesem Augenblicke trat die Schuld, welche er ihr gegenüber auf sein Gewissen geladen hatte, so lebhaft vor seine Seele, daß er keine Worte fand. Leonore verließ ihn hierauf, und als sie am nächsten Tage eine vertraute Dienerin zu ihm sandte, war er nach der Residenz gefahren. Von dort schrieb er ihr, er sei abgereist, um seine Angelegenheiten zu ordnen, er werde seine Pflicht gegen sie zu erfüllen wissen. Er schrieb noch einmal, dann nicht mehr.

Leonore hatte lange genug gezweifelt, gelitten, geschwiegen, jetzt kam auf einmal eine unglaubliche Thatkraft über das bescheidene, sanfte Mädchen. Sie verkaufte heimlich ihren Schmuck und reiste ohne Wissen ihrer Eltern ihrem Verführer nach. In der Residenz traf sie ihn mitten unter

seinen Freunden, von einer Orgie zur andern eilend, und stellte ihn zur Rede, sie verlangte Nichts mehr als ihr Recht, sie mahnte ihn an sein Wort und als er Ausflüchte nahm und seine Eltern vorschützte, schrieb sie an diese und setzte ihnen Alles auseinander, ihre Unschuld, seine Verführung, ihre Leiden, ihre verzweifelte Lage, aber ohne Erfolg. Sie bekam statt des Trostes, den sie erwartete, nur Anklagen und Vorwürfe zur Antwort, ja der Vater Roberts ging so weit, ihr die unwürdigste Spekulation zuzumuthen, sie habe seinen Sohn durch ihre Koketterie umgarnt, schrieb er, und sich ihm nur in der Absicht hingegeben, ihn dadurch zu einer Heirath zu zwingen und auf diese unerlaubte Weise sich einen reichen Gatten zu erobern.

Zugleich erfuhr sie, daß Robert die Bekanntschaft einer eleganten, schönen Frau, der Wittwe eines sehr reichen Fabrikanten, gemacht habe, und im Begriffe sei, derselben seine Hand zu reichen. Leonore überwand nun den letzten Rest von Scheu und Schamhaftigkeit und ging zu ihrer Nebenbuhlerin, welche sie in sichtlicher Verlegenheit empfing. Das arme, geängstigte Mädchen öffnete der Frau, welche im Begriffe war, ihr zugleich Glück und Ehre zu rauben, ihr ganzes Herz, sie bat, sie beschwor, sie drohte, aber sie fand statt der erwarteten Theilnahme nur kühle Entschuldigungen. „Sie lieben Robert und sehen durch ihn Ihre Ehre in Gefahr,“ sagte die reiche Wittwe endlich, „nun auch ich liebe ihn, und auch ich bin kompromittirt, wenn er sich

jetzt zurückzieht. Sie sehen, wir stehen ganz gleich, und ich bin durchaus nicht die Frau, mein Recht und meinen Vortheil aufzugeben."

Mit gebrochenen Knieen wankte Leonore die Treppe hinab. Noch einmal ging sie zu Robert, aber sie fand seine Thüre geschlossen.

Resignirt, dem Leben, seinen Freuden und seiner Schönheit den Rücken kehrend, auf das Aergste gefaßt, kam sie nach Hause zurück und eröffnete den Ihren ohne jede Erregung, beinahe kalt, was sich mit ihr zugetragen, ihr Unglück und ihr Schicksal. Die Liebe der Eltern half ihr über die traurige Katastrophe hinweg. Sie wurde Mutter. Die Verwandten, die Freunde, die Nachbarn wendeten sich von dem gefallenen Mädchen ab. Das sonst so gesellige, heitere Haus glich einem Kloster. Niemand kam, Niemand ging aus demselben hinaus.

Leonore trug stumm, was ihre Schuld so gut war wie die Roberts, sie klagte nicht, sie weinte nicht, sie verbarg sich nur, und sie brütete, aber kein Mensch ahnte, worüber sie brütete. Sie sah sich ausgestoßen aus der Gesellschaft, der Schande preisgegeben, gebrandmarkt, dies konnte die stolze Seele dieses Weibes nicht für die Dauer ertragen.

Zu seinem Unglück kehrte Robert nach Kronenberg zurück. Er kam mit seiner Braut, um sie den Eltern vorzustellen, und der eitle Mann begnügte sich nicht damit; er

mußte sich an der Seite der schönen Frau der Welt zeigen, sie fuhr mit ihm im Phaeton, selbst die Pferde lenkend in extravaganter Toilette, zu den Nachbarn, oder galoppirte mit ihm durch die Felder. So geschah es, daß sie einmal ein bleiches junges Weib trafen, das, als es sie erblickte, sich bebend hinter einem Baume verbarg. Dieses Weib, dem die Thränen der Empörung und der Wuth über die verhärmten Wangen herabflossen und das die geballten Fäuste drohend gen Himmel hob, war Leonore.

Den nächsten Tag erhielt Robert das folgende Billet von ihr: „Ich habe sie gesehen, die Du liebst, die Deine Frau wird. Ich begreife vollkommen, daß ein armes Geschöpf wie ich vor einer so strahlenden Schönheit zurückstehen muß, ich bin nicht einmal eines Neides fähig. Ich wünsche Dir und ihr das höchste Glück auf Erden und für mich nichts weiter als eine letzte Unterredung mit Dir, welche Du mir nicht verweigern kannst. Ich will Abschied nehmen von Dir! Deine — Leonore."

Robert glaubte diesen seltsamen Zeilen. Während er sich selbst der unedelsten Handlungsweise einem Mädchen gegenüber anklagen mußte, das ihm Alles geopfert, hielt er es für möglich, daß dasselbe Mädchen seine Infamieen mit Segenswünschen vergelten könne. Verblendet von einem maßlosen Eigendünkel, sagte er Leonoren die verlangte Zusammenkunft zu und wählte für dieselbe den Felsen im Walde, bei dem sie ihre ersten Rendezvous gehabt hatten.

Es war ein trauriges Wiedersehen. Leonore saß, als Robert kam, das Haupt in die Hände gestützt, auf einem Stein und erhob langsam das große Auge zu ihm. Der treulose Mann erschrak vor dem finstern, entschlossenen Ausdruck dieses Auges und eine böse Ahnung überkam ihn.

„Was willst Du, Leonore?“ begann er.

„Abschied nehmen —“ sagte sie kalt.

„Ich habe Dir wehe, ich habe Dir Unrecht gethan,“ fuhr er fort.

„Von Recht ist zwischen uns nicht die Rede,“ fiel Leonore ein, indem sie sich stolz und drohend erhob, „Du hast mich verführt, entehrt. Willst Du das gut machen?“

„Wie soll ich?“ stammelte Robert.

„Ich frage Dich zum letzten Male,“ rief Leonore' „willst Du mein Gatte werden?“

„Ich kann nicht, Leonore.“

„Gut. Dann bin ich gezwungen, selbst meine Ehre herzustellen, oder wenn ich dies nicht kann, Rache an Dir zu nehmen,“ sprach das tief beleidigte junge Weib, indem es zugleich zwei Pistolen hervorzog und die eine ihrem Verführer vor die Füße warf.

„Was beginnst Du?“ rief er erschreckt.

„Ich nehme für mich dasselbe Recht in Anspruch, das der Mann hat, um seine verlorene Ehre herzustellen. Schieße Du zuerst, denn ich will meines Schusses sicher sein.“

„Du willst mich morden?“

„Ist Derjenige, der seinem Feinde die Waffe zur Vertheidigung in die Hand giebt, ein Mörder?“ fragte sie empört. „Schieß!“

„Nein, ich schieße nicht,“ erwiederte Robert, am ganzen Leibe bebend.

„Dann bereite Dich zum Tode,“ sagte Leonore kalt.

„Du wärst im Stande —“ schrie er.

„Ich tödte Dich, verlaß Dich darauf,“ entgegnete sie, spannte den Hahn der Pistole und richtete die Mündung auf ihn.

Halb instinktiv ergriff Robert in diesem Augenblicke die Waffe, die zu seinen Füßen lag, und indem er mit derselben Leonore abzuwehren suchte, wich er einige Schritte zurück.

„Versuche nicht zu entfliehen,“ rief sie, „ich schieße Dich nieder, sobald Du Dich noch einen Schritt weiter bewegst.“

„Leonore!“ flehte der Verführer.

„Schieß!“

Er senkte den Lauf der Pistole. Da trat sie rasch auf ihn zu und murmelte: „Bete!“ — und jetzt in der Todesangst schoß er, aber er traf sie nicht.

„Nun bist Du in meiner Hand,“ sagte sie, „ich halte Gericht über Dich und verurtheile Dich zum Tode. Bete!“

Er versuchte mit einer raschen, wahnsinnigen Bewegung ihr die Pistole zu entreißen; in demselben Augenblicke traf ihn die Kugel. Er sank lautlos zu Boden.

Sie verschwand nach der That.

Man behauptete in der Gegend, sie habe sich in den Fluß gestürzt; nach anderen Nachrichten soll sie unter fremdem Namen jenseits des Ozeans leben, geachtet und geliebt.

Gedruckt bei Moritz Wieprecht in Plauen.





